

Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen 30

**Bernd Rill/Carsten Rummel (Hrsg.)
Elternverantwortung und
Generationenethik in einer
freiheitlichen Gesellschaft**



**Hanns
Seidel
Stiftung**

Akademie für Politik und Zeitgeschehen

Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen 30

**Bernd Rill/Carsten Rummel (Hrsg.)
Elternverantwortung und
Generationenethik in einer
freiheitlichen Gesellschaft**

ISBN 3 - 88795 - 236 - 7

© 2001 Hanns-Seidel-Stiftung e.V., München

Akademie für Politik und Zeitgeschehen

Verantwortlich: Dr. Reinhard C. Meier-Walser (Chefredakteur)

Redaktion:

Wolfgang D. Eltrich M.A. (Redaktionsleiter)

Barbara Fürbeth M.A. (stv. Redaktionsleiterin)

Paula Bodensteiner (Redakteurin)

Irene Krampfl (Redaktionsassistentin)

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung der Redaktion reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

<i>Bernd Rill/Carsten Rummel</i> Vorwort.....	5
<i>Carsten Rummel</i> Die Freiheit und die Notwendigkeit einer neuen Generationenethik – Chancen und Schwierigkeiten, diese im sittlichen Bewusstsein zu verankern.....	9
<i>Günter Burkart</i> Die Bedeutung von Partnerschaft und Liebe für die moderne Paarbeziehung.....	27
<i>Ursula Kodjoe</i> Was braucht ein Kind in Anbetracht der Vielfalt heutiger Familienformen.....	35
<i>Kurt Hahlweg/Yvonne Miller</i> Prävention von emotionalen Störungen und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern.....	43
<i>Hartmut M. Griese</i> Die Entwicklung von Einstellungen bei Jugendlichen und die besondere Bedeutung der Medien.....	53
<i>Carsten Rummel</i> "Verantwortete Elternschaft" – Diskussion einer Initiative.....	65
Autorenverzeichnis	73

Bernd Rill/Carsten Rummel

Vorwort

Wir genießen in unserer Gesellschaft persönliche Freiheit in einem Ausmaß, das früheren Generationen unvorstellbar erschien. Die Individualisierung, auf die wir uns beständig und wie selbstverständlich berufen, geht so weit, dass der Einzelne in seiner Lebensgestaltung, insbesondere in der privaten, weitgehend autonom geworden ist. Das gilt selbst dann, wenn er einer Gemeinschaft weltanschaulicher oder auch interessenorientierter Art angehört.

Persönliche Lebensgestaltung in unserer freiheitlichen, dem ständigen Wandel ausgesetzten Gesellschaft heißt zugleich auch, die Kraft aufzubringen, das eigene Leben ohne vorgegebene Lebensmuster selbst zu gestalten und dabei in einer durchtechnisierten und -organisierten Lebens- und Berufswelt ständige Selbstdisziplinierung, bzw. die Unterdrückung der eigenen Emotionen aufbringen.

Um unter solchen Bedingungen zu bestehen, bedarf der Einzelne einer starken, zur Selbstgestaltung des Lebens fähigen Persönlichkeit zum anderen aber eines Lebensbereichs, in dem die emotionale Seite seiner Persönlichkeit natürlichen Anspruch auf Verwirklichung hat.

Ein zentraler Bereich privater Lebensgestaltung ist das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Auch dieser hat sich gleichermaßen jeglicher von außen Sinn stiftenden gesellschaftlichen Autorität entzogen, und ist zum Feld höchst subjektiver Verwirklichung von Emotionalität geworden. So selbstverständlich es uns heute ist, dass das Abenteuer der Freiheit gerade auch auf dem Felde der Liebe stattfindet, so sehr sind die dabei entstehenden Beziehungen einem Erwartungsdruck an Glückserfüllung ausgesetzt.

Beides, das selbstverständlich vorausgesetzte Freiheitsgefühl und die dem emotionalen Refugium Liebe entgegengebrachten, nicht selten illusionären Hoffnungen sind allerdings keine gute Grundlage für die Dauerhaftigkeit von Partnerbeziehungen. Erfüllt eine Liebesbeziehung die in sie subjektiv gesetzten Erwartungen nicht, wird sie aufgegeben, gleichgültig ob diese als freie Partnerschaft oder Ehe ihren Ausdruck gefunden hat. Auch dann, wenn aus ihr Kinder hervorgegangen sind. Unser Verständnis von Freiheit beinhaltet, dass die Eltern niemand daran hindern kann.

Trotz aller Freiheit haben Menschen, die zu Eltern geworden sind, ein hohes Maß an Verantwortung auf sich genommen. Ihre Aufgabe ist es, den eigenen Nachwuchs zu befähigen, jene personalen Fähigkeiten zu entfalten, die, wie oben beschrieben, nötig sind, um das Leben als Erwachsener mit der Kompetenz zur Selbstgestaltung und Selbstdisziplinierung in die Hand zu nehmen.

Das aber setzt die Eingebundenheit in elterliche Beziehungen voraus, deren sich das Kind im Hinblick auf Kontinuität und Fraglosigkeit sicher sein muss, um sich zur eigenen Reifung mit diesen auseinander zu setzen und beim Ausgreifen in neue Lebenssphären die Gewissheit des notwendigen Rückhaltes zu haben. Wichtig dafür sind beide Eltern, deren Unterschiedlichkeit zu erleben und zu bewältigen eine Voraussetzung für die Identitätsbildung des jungen Menschen darstellt. Dem Kind geht mit der Trennung vielfach die Chance verloren, erste soziale Beziehungen in der Familie zu knüpfen, in der es aufgezogen, beschützt, zur Lebenstauglichkeit und eigenen Selbstständigkeit hingeführt

werden sollte. Im Verhältnis zu seinen Altersgenossen, die diese Zuwendung dauerhaft erfahren haben, tritt es mit einem deutlichen Nachteil als Hypothek in sein Erwachsenenalter ein.

Wenige Ereignisse im Leben der Menschen sind schmerzhafter als das Auseinanderbrechen einer Partnerbeziehung. Die Nichterfüllung der in den anderen gesetzten Erwartungen erleben sie als durch diesen verursacht. Tiefe Ablehnung und zum Teil Hass gegenüber dem anderen ist nicht selten die Folge. Beides verführt dazu, die Gewissheit in sich aufkommen zu lassen, so schädlich wie der oder die Partnerin für mich ist, so abträglich ist sie oder er eben auch für die gemeinsamen Kinder.

Es ist also gerade die historische Ausprägung der Gesellungsform Liebe, die es Erwachsenen so schwer macht, bei deren Zerbrechen, die oft als die tiefgreifendste Infragestellung der eigenen Person erlebt wird, den Wunsch der eigenen Kinder, die Beziehungen zu beiden Eltern frei von Angst und Verstellung weiterleben zu können, wahrzunehmen.

Damit wird erklärlich, dass Eltern, die durch ihre vorherige Lebensführung kundgetan haben, dass sie Familie bejahen und bereit sind, Verantwortung zu übernehmen, in dieser Situation so oft in einer für Außenstehende nicht mehr nachvollziehbaren Weise außer Stande sind, ihre Elternverantwortung den Bedürfnissen der Kinder angemessen wahrzunehmen.

Die mit der Erschaffung von menschlichem Leben entstandene Verantwortung endet keinesfalls dadurch, dass sich die Eltern die Freiheit herausgenommen haben, sich zu trennen. Die Verantwortung bekommt durch die neu entstandene Situation nur einen anderen Inhalt. Ihr dürfen sich die Eltern unter keinerlei Berufung auf die Freiheit ihrer Lebensführung mehr entziehen.

An dieser Problemlage erweist es sich, dass eine Gesellschaft, sie mag so freiheitlich und pluralistisch wie auch immer sein, selbst im allerpersönlichsten Bereich nicht ohne ein Minimum an Regeln auskommen kann, die sicherstellen, dass individuelle Freiheit nicht zur Schädigung anderer Individuen führt. Um es überspitzt auszudrücken, sie darf nicht so weit gehen, dass die Freiheitsfähigkeit der nachfolgende Generation unter ihr leidet. Die Freiheit darf sich auf diese Weise gewissermaßen nicht selbst abschaffen.

Es sind aber vielfach nicht allein die Eltern selbst, die dazu beitragen, dass bei deren Trennung bzw. anderweitiger Umwandlung von Familien die Interessen von Kindern verkannt werden.

Es sind erst wenige Jahre vergangen, seit die rechtlichen Mechanismen des Kindschaftsrechts einen erheblichen Beitrag dazu geleistet haben, dass Kinder durch die Trennung ihrer Eltern die Beziehung zu einem Elternteil verloren haben.

Die Kindschaftsrechtsreform stellt einen aner kennenswerten Versuch des Gesetzgebers dar, daran etwas zu ändern. Doch trotz allem ist damit auch heute noch nicht gesichert, dass die offiziell im Dienst des Kindeswohls stehenden Verfahren nicht doch dazu beitragen, dass sich die Gegensätze zwischen den Eltern verschärfen. Das hat seine Ursache zum Teil darin, dass ein Teil der obergerichtlichen Rechtsprechung die lobenswerten Absichten des Gesetzgebers und die Bemühungen vieler Familiengerichte mit der Verwendung eines der Vergangenheit angehörenden Begriffsinstrumentariums konterkariert und auf diese Weise alten Regelungsmechanismen, die dem Kind vor allem klare

Verhältnisse und damit einseitige Zuordnung verschaffen wollten, wieder Geltung verschafft.

Aber selbst wenn das Kindschaftsrecht so verwirklicht würde, wie es der Gesetzgeber beabsichtigte, und das ihm zuarbeitende Helfersystem sich mit den mit der Kindschaftsreform beabsichtigten Zielen identifizieren würde, ist keinerlei Grund gegeben, nicht daran zu arbeiten, Menschen, die heute Eltern sind oder demnächst werden, mit einem Bewusstsein von Verantwortung auszustatten, das sie befähigt, auch in den personalen Krisen der Trennung an den Interessen ihrer Kinder orientiert zu handeln, insbesondere die eigene Ablehnung des Partners nicht mit der Beziehung des Kindes zum anderen Elternteil zu vermengen.

Zum einen setzt das Helfersystem auch unter diesen Vorgaben erst dann ein, wenn innerhalb der Familie die Gegensätze der Eltern in einer die Kinder belastenden Situation zu Tage getreten sind.

Zum anderen kann diese Art professioneller Hilfe die ständige Wiederkehr dieses Elendes nicht verhindern.

All das spricht dafür, in unserer Gesellschaft eine Auseinandersetzung in Gang zu setzen, die dazu führt, dass es zur selbstverständlichen Daseinskompetenz eines jeden jungen Menschen gehört, zu wissen, dass Beziehungen auseinander brechen können, dass es allen Eltern in dieser Situation schwer fällt, die Interessen der Kinder wahrzunehmen, dass es aber trotzdem die vornehmste Aufgabe einer jeden Mutter und eines jeden Vaters ist, die Veränderung seiner Beziehung zum ehemaligen Partner von dem natürlichen Wunsch und dem Recht eines Kindes, den anderen Elternteil weiter erleben und ungebrochen lieben zu dürfen, zu unterscheiden und zu respektieren.

Dieser Bericht stellt sich den Anspruch, den Anstoß zu dieser unserer Freiheit angemessenen Auseinandersetzung in unserer Gesellschaft zu geben.

Zugleich will er der Frage nachgehen, worin die Hindernisse dafür zu suchen sind, dass sich diese Art der Verantwortung in unserer Gesellschaft so durchsetzt, aber auch zeigen, dass bei näherem Hinsehen Tatsachen deutlich werden, die zu der Hoffnung Anlass geben, dass das Ziel zu erreichen ist und sich unsere Gesellschaft würdig zeigt, mit dem Geschenk der Freiheit verantwortlich für die kommenden Generationen umzugehen.

Carsten Rummel

Die Freiheit und die Notwendigkeit einer neuen Generationenethik Chancen und Schwierigkeiten, diese im sittlichen Bewusstsein zu verankern

1. Einleitung

Mit der Zunahme an Freiheit wächst der Umfang der Verantwortung für die Bedingungen, die die Freiheit des Individuums und die der Gesellschaft ermöglichen.

1.1 Die Freiheit, Partnerschaften jenseits aller Traditionen zu gestalten, und die Folgen für die Kinder

Die hiermit unter der Überschrift "Eltern, Elternverantwortung und Generationenethik in einer freiheitlichen Gesellschaft" gestartete Initiative will sich der Probleme annehmen, die daraus entstehen, dass der Gebrauch der Freiheit, die die Gesellschaftsordnung einem jeden Individuum heute zugesteht, zu rasanten Veränderungen der Bedingungen des Aufwachsens junger Menschen geführt hat. Diese sind aber für die Freiheitsfähigkeit zukünftiger Erwachsener und damit für die gesamte Demokratie von fundamentaler Bedeutung.

Die zuvor genannte Entwicklung hat zur Folge, dass viele Kinder die Geborgenheit einer aus Mutter und Vater bestehenden Elternbeziehung erst gar nicht erleben. Über den anderen, die mit Mutter und Vater zusammenleben, schwebt ständig das Damoklesschwert des Zerbrechens der Gemeinsamkeit ihrer Eltern. Diejenigen, die es tatsächlich erleben, müssen damit fertig werden, dass ihre leiblichen Eltern fortan zwei unterschiedlichen Familien angehören und beide damit in Bezug auf ihre gemeinsame Verantwortung Probleme haben. Für die davon betroffenen Kinder resultieren daraus tief gehende Belastungen ihrer Entwicklungen.

1.2 Die Notwendigkeit, Kinder zur Freiheitsfähigkeit als zukünftige Erwachsene hinzuführen

Mit den historisch verinnerlichten Bildern von Ehe, Familie und den damit verbundenen Vorstellungen von Eltern-Kind-Beziehungen sind diese Veränderungen nur schwer zu begreifen, geschweige denn, im Sinne der Entwicklungsinteressen der betroffenen Kinder zu bewältigen.

Bei meiner Darstellung werden die Begriffe Freiheit – Freiheit des Einzelnen – Bedingungen von Freiheit und das Verhältnis von Freiheit und Verantwortung im Mittelpunkt stehen. Auf der Ebene des Generationenverhältnisses werden es dabei insbesondere die sich gegenüberstehenden Begriffe von elterlicher Freiheit im Umgang mit Partnerschaften auf der einen und der Anspruch des Nachwuchses auf Hinführung zur Freiheitsfähigkeit auf der anderen Seite sein.

Es soll verdeutlicht werden, warum es unbedingt notwendig ist, einen unseren gewandelten Verhältnissen angemessenen Verantwortungsbegriff im Generationenverhältnis

herauszubilden. Darüber hinaus soll geprüft werden, wie dieser zum sittlichen Alltagsgut eines jeden Mitbürgers werden kann.

Will man das erreichen, muss man sich veranschaulichen, welche Hindernisse der Entwicklung eines entsprechenden Verantwortungsbegriffs und seiner realen Durchsetzung im alltäglichen Leben entgegenstehen. Noch wichtiger erscheint es jedoch, heraus zu arbeiten, welche Chancen der Realisierung für dieses Vorhabens bestehen, nicht zuletzt, um einer verbreiteten Skepsis mit konkreten Argumenten entgegenzutreten zu können.

Mit der Kindschaftsrechtsreform hat das deutsche Parlament im Jahre 1997 gezeigt¹, dass politische Kräfte in unserem Land auch nach langen Auseinandersetzungen in der Lage sind, diesem Wandel im Eltern-Kind-Verhältnis auf der Rechtsebene wenigstens zum Teil gerecht zu werden.

Nun geht es darum, den Anstoß für eine gesellschaftliche Auseinandersetzung zu geben, die die Entwicklung eines entsprechenden sittlichen Bewusstseins in unserer Gesellschaft in Gang setzt.

1.3 Privatheit als *conditio sine qua non* für die Freiheitsfähigkeit des Individuums

Durch die Etablierung eines entsprechenden sittlichen Alltagsverständnisses sollen Eltern in die Lage versetzt werden, die aus ihrer Freiheitswahrnehmung im Gesellungsverhalten entstehenden Probleme für den Nachwuchs aus eigener Fähigkeit – möglichst privat, ohne staatliche bzw. professionelle Intervention – selbst zu lösen.

Dadurch könnte es möglich werden, dass das, was in unserer freiheitlichen Gesellschaft nicht nur zufällig, sondern systemnotwendig privat ist – das Eltern-Kind-Verhältnis – auch in Familienkrisen und in Konflikten zwischen zwei Familien um ein und dasselbe Kind privat bleibt.

Damit ist neben der Freiheit noch ein anderer Begriff angesprochen, dem in dem Zusammenhang von Freiheitswahrnehmung der Erwachsenen im Gesellungsverhalten auf der einen und der Freiheitsfähigkeit des Nachwuchses auf der anderen Seite eine geradezu konstitutive Bedeutung zukommt, nämlich der der Privatheit. Die Privatheit familialer bzw. persönlicher Beziehungen ist eine *conditio sine qua non* für die Freiheitsfähigkeit des Individuums.

Die Fähigkeit der Individuen, die hier angesprochenen Probleme privat zu lösen, setzt allerdings voraus, dass sie im Laufe ihrer Sozialisation mit dem entsprechenden Wissen und den notwendigen Daseinskompetenzen ausgestattet werden.

Da sich die klassischen Bildungsinstanzen hierfür nur sehr bedingt zuständig halten, sind wir gezwungen, neue Wege der Bewusstseinsbildung zu gehen.

¹ Das Kindschaftsrechtsreformgesetz vom 16.12.1997 (BGBl 2942), in Kraft getreten am 1.7.1998.

2. Das Elend des Nachwuchses angesichts des modernen Umgangs der Eltern mit Partnerschaften, und die Notwendigkeit, es zu überwinden

2.1 Die Vielfalt der Erscheinungsformen

Das hier angesprochene Elend des Nachwuchses, das Leid von Kindern und Jugendlichen getrennter und geschiedener Eltern, aber auch der Eltern selbst hat ungeheuer viele Gesichter.

Jungen werden aggressiv und vernachlässigen den Unterricht. Mädchen werden überangepasst und fressen ihr Leid in sich hinein. Beide haben Konzentrationsstörungen. Ganz abgesehen davon, dass ein großer Teil lebenslang an den aus der Trennung ihrer Eltern entstandenen psychischen Problemen zu tragen hat.

Insbesondere den Lehrern, aber auch den Mitarbeitern aus der kirchlichen und weltlichen Jugendarbeit ist dieses Leid der Kinder und Jugendlichen und die Vielfalt seiner Gesichter wohl bekannt. Aus der mir zugegangenen Post, aber auch bei von mir geführten Gesprächen ist noch deutlicher geworden, dass diese Dramen zum alltäglichen Hintergrund der Bildungsarbeit in der Schule geworden sind. Es wäre müßig, an dieser Stelle auch nur den Versuch zu unternehmen, die Unzahl der Gesichter des kindlichen und jugendlichen Leids zu beschreiben.

2.2 Die Vielfalt der Ursachen

Die Ursachen für das Leid von Kindern und Jugendlichen sind vielfältig. Eine der Ursachen, mit denen wir uns hier eingehender befassen wollen, ist die Trennung der Eltern. In über 50% der Trennungsfamilien verlieren die Kinder innerhalb eines Jahres nach der Trennung den Kontakt zu demjenigen Elternteil, mit dem sie nicht mehr zusammen wohnen. Jeder Trennung gehen zumeist sehr spannungsreiche Zeiten in der Familie voraus. Nicht weniger als 2,5 Millionen Kinder werden von ihren vielfach überforderten Müttern allein erzogen und haben oft gar keinen oder nur sehr unbefriedigenden Umgang mit ihren Vätern. Andere leben in Stieffamilien, die nicht damit umgehen können, dass das Kind noch innige Beziehungen zu einem Elternteil hat, der nicht unter dem gemeinsamen Dach der neuen Familie lebt. Viele dieser Eltern haben in ihrer Kindheit Ähnliches erlebt und nun nicht die Kraft, den eigenen Kindern stabile Beziehungsverhältnisse zu schaffen. Andere erleben, dass ihre mit hohen Erwartungen eingegangenen neuen Partnerschaften wieder zerbrechen, obwohl sie sich sicher wähten, gerade zu diesem Partner eine vermeintlich dauerhafte Beziehung aufgebaut zu haben.

Weder aus der Vielfalt der Erscheinungen dieses kindlichen Leides noch aus der Unüberschaubarkeit seiner Verursachungen kann die Grundlage für die Prinzipien eines Verantwortungsbegriffs abgeleitet werden, mit dem dieses Leid verhindert oder zumindest gemildert werden kann.

Die davon mittelbar betroffenen Berufe, die Lehrer, die Mitarbeiter der Kirchen, der Familienbildungsstätten, der Jugendverbände, und nicht zuletzt die Vertreter der Medien, die wesentlich dazu beitragen, dass sich Weltbilder und Lebensanschauungen in Kindern und jungen Menschen herausprägen, sehen sich bei der Befassung mit diesem Thema mit einer geradezu chaotischen Vielfalt von Argumenten konfrontiert, von denen sich ein großer Teil widerspricht, obwohl sie aus der Position desjenigen, der sie äußert, häufig sehr plausibel dargestellt werden.

3. Woher nehmen wir die Prinzipien eines entsprechenden Verantwortungsbegriffs?

Woher sollen wir also die Prinzipien nehmen, aus denen die Logik bzw. der Begriff dafür entwickelt werden kann, welche Pflichten Eltern treffen, die Kinder außerhalb traditionaler Beziehung in die Welt setzen, sich vom anderen Elternteil trennen oder von ihm verlassen werden, eine Stief-Familie bilden und dann diese wieder aufgeben; Eltern, die erleben müssen, dass der geliebte Partner sich einem anderen Menschen zuwendet und dass dieser nunmehr "Fremde" für die eigenen Kinder trotzdem gleichermaßen wichtig sein soll, wie zu den Zeiten, als man noch als Paar unter einem Dach lebte.

Aus der Handlungsebene der Eltern?

Eines können wir jedoch schon jetzt feststellen. Weder die Vielfalt der Ursachen noch die Unzahl der Probleme, die die Erwachsenen auf Grund ihrer Wahrnehmung von Freiheit im Gesellungsverhalten zu bewältigen haben, können Ausgangspunkt bzw. die Grundlage für die Bestimmung des Inhalts dieser Pflicht darstellen. Die Infragestellung angemessener kindlicher Entwicklungsbedingungen durch die Freiheitswahrnehmung der Erwachsenen hat ihre Ursache vor allem darin, dass sich Erwachsene die Freiheit herausgenommen haben, Kinder in die Welt zu setzen, ohne in der Lage zu sein, Elternschaft entsprechend verantwortlich auszufüllen, oder aber, angesichts krisenhaft erlebter Umwandlung der Familie, weder die Kraft noch die Kompetenz haben, verantwortlich die Interessen ihrer Kinder zu sehen.

Zum Glück gehören die Zeiten der Geschichte an, in denen es hieß, wenn Eltern sich trennen, blendet man am besten den anderen Elternteil aus dem Leben der Kinder aus. Man war zutiefst überzeugt, es benötige in erster Linie klare Verhältnisse. Man war sich gewiss, dass der abwesende Elternteil vielfach den Kontakt der Kinder nur benutze, um sich an den anderen Elternteil wieder heranzumachen. Das alles spreche dafür, die Verantwortung einseitig zu regeln. Die Folge war, dass die Unfähigkeit der Erwachsenen zum Ausgangspunkt der zu suchenden Lösung erhoben wurde. Weil man unterstellte, dass sich Eltern, die sich trennen oder sich scheiden lassen, gar nicht anders können, als miteinander zu streiten, sah man die Lösung in der einseitigen Zuordnung der Verantwortung. Dies hatte, wie oben gezeigt, in vielen Fällen zur Folge, dass die Kinder nach der Trennung ihrer Eltern bald den Kontakt zu dem abwesenden Elternteil verloren.

Die Kinder waren es, die die Kosten dieser elterlichen Unfähigkeit zu zahlen hatten. Betrachtet man diese Argumente etwas genauer, so stellt man fest, dass sie sich vorwiegend mit der Handlungsebene der Eltern beschäftigen und aus deren dabei zu Tage tretenden Schwierigkeiten schließen, dass Kinder in erster Linie das Bedürfnis nach klaren Verhältnissen haben. Die waren gegeben, wenn nur einer das Sagen hatte.

Bei dieser oben dargelegten Problembewältigung wurde die den Eltern unterstellte Konflikt-unfähigkeit zum Ausgangspunkt der rechtlichen und sittlichen Regelung gemacht. Dadurch wurde aber systematisch ausgeblendet, dass Eltern eine Rechtsstellung gegenüber den Kindern haben, die in erster Linie von der Pflicht gekennzeichnet ist.

4. Ausgangspunkt muss der Inhalt der elterlichen Pflicht sein

Ursache für das durch Beziehungs- bzw. Bindungsverlust erlittene Leid der Kinder ist die Zunahme an Freiheit. Sie hat in einem Teil der Bevölkerung den Niedergang der Verbindlichkeit traditioneller Familienbilder zur Folge. Für die daraus entstehenden nichttraditionalen Eltern-Kind-Verhältnisse ist jedoch kein entsprechender Verantwortungsbegriff entwickelt worden, der die Eltern verpflichtet und befähigt, auch in diesen Lebensformen den Bindungsbedürfnissen der Kinder gerecht zu werden.

Angesichts der Entfaltung des Freiheitsbegriffes und der häufigen Missachtung kindlicher Grundbedürfnisse kommt es einem in den Sinn, darüber nachzudenken, ob man nicht Menschen, die gemeinsam ein Kind in die Welt gesetzt haben, dazu verpflichten kann, auf keinen Fall auseinander zugehen, bevor es sich aus der Beziehung durch Heranwachsen abgelöst hat.

Weder unsere Rechtsordnung noch die Realität unserer Gesellschaftsordnung lässt den Schutz positiver Entwicklungsbedingungen von Kindern durch Zwang gegenüber Eltern auf der Gesellungs- bzw. Partnerschaftsebene zu. Ganz abgesehen davon, dass ein solcher Zwang auf Dauer dem Kind sehr wenig nützen würde.

Wenn das Elternrecht ein von der Pflichtseite her wesensbestimmtes Recht² ist, so ergibt sich daraus, dass es zur Beantwortung unserer Frage darauf ankommt, diese Pflicht inhaltlich so zu füllen, dass die Entwicklungsinteressen der Kinder auch unter den oben genannten Bedingungen nichttraditionaler Gesellung handlungsleitend werden.

4.1 Wie kann der Inhalt dieser Pflicht so bestimmt werden, dass sich Menschen in allen Lebenssituationen daran orientieren können?

Das Bundesverfassungsgericht wird in seinen Ausführungen relativ konkret. "Die Anerkennung der Elternverantwortung und die damit verbundenen Rechte finden ihre Rechtfertigung darin, dass das Kind des Schutzes und der Hilfe bedarf, um sich zu einer eigenverantwortlichen Persönlichkeit innerhalb der sozialen Gemeinschaft zu entwickeln, wie sie dem Menschenbild des Grundgesetzes entspricht".³

Wie ist der für die Kinder daraus resultierende Anspruch gegenüber ihren Eltern so zu konkretisieren, dass er auch in familialen Krisen und angesichts nichttraditionaler Gesellungsformen tauglich ist?

4.2 Was benötigt der junge Mensch grundsätzlich, um sich zu einer eigenverantwortlichen Persönlichkeit zu entwickeln?

Freiheit des Einzelnen heißt vor allem Freiheit von Bevormundung. Das Individuum muss am Ende der Sozialisation fähig sein, auf sich allein gestellt seinen Weg durchs Leben entsprechend seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten zu finden und zu gehen.

² Hierzu ausführlich Rummel, Carsten: Die Erziehungspflichten der Eltern, in: Bernd Rill (Hrsg.), Grundrechte – Grundpflichten: eine untrennbare Verbindung, Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen 27, hrsg. von der Hanns-Seidel-Stiftung, München 2001, S.39ff.

³ Bundesverfassungsgericht, Beschluss vom 29.7.1968 BVerfGE 24, 119 (144).

Dazu bedarf es eines in der Geschichte zuvor kaum gekannten Maßes an Kompetenz zur Selbststeuerung.

Die Fähigkeit zur Selbststeuerung in einer vom Wandel gekennzeichneten Gesellschaft setzt voraus, dass das Individuum in der Lage ist, sich jederzeit seiner selbst vergewissern zu können. Hierzu bedarf es der Identität im Sinne statusmäßiger Zuordnung zu einer Familie. Zugleich auch der Identität im Sinne der sozioemotionalen und soziokulturellen Handlungskompetenz, sich zu vielen, oft auch wechselnden, Lebensbereichen in Beziehung zu setzen, ohne dabei seine Individualität aufzugeben, sondern sie dort jeweils zu unterschiedlichen Bedingungen zur Entfaltung zu bringen.

Um diese Fähigkeit entwickeln zu können, bedarf das Kind bzw. der junge Mensch der Bindungen, die ihm hierfür den notwendigen Rückhalt geben. Bindungen stellen sozusagen die sozioemotionale Lebensgrundlage des Menschen dar, von der aus er sich entfalten kann. Die Kontinuität seiner Bindungen, insbesondere der Bindungen an die Eltern, ist die wichtigste Grundlage zur Entwicklung einer freiheitsfähigen Persönlichkeit. Die individuelle und soziale Identität eines Menschen ergibt sich in erster Linie durch das Erleben und die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Persönlichkeiten von Mutter und Vater.

4.3 Wie ist der Inhalt der elterlichen Pflicht angesichts des oben beschriebenen enttraditionalisierten Gesellungsverhaltens zu bestimmen?

Es ist gerade die immer intensiver an dem Strukturmerkmal "Freiheit des Einzelnen" ausgerichtete Entwicklung der Gesellschaft und die damit einhergehende Auflösung fast aller sittlichen Schranken im Bereich des Umgangs mit Fertilität und Partnerbeziehungen, die die Bindungen der Kinder und damit die sozioemotionalen und soziokulturellen Grundlagen der Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen in Frage stellen.

Aus der oben geschilderten In-Frage-Stellung der zukünftigen Eigenverantwortlichkeit bzw. der Freiheitsfähigkeit des Nachwuchses ergibt sich, dass diese nicht durch Einschränkungen im Gesellungsverhalten erreicht werden kann. Umso selbstverständlicher ergibt sich daraus, dass die Eltern sich bei der Wahrnehmung ihrer Freiheit daran messen lassen müssen, ob sie alles tun, was notwendig ist, dem Kind die Entwicklung von Beziehungen bzw. Bindungen zu ermöglichen und einmal entstandene Bindungen – gleichgültig in welcher Lebenssituation – zu erhalten.

Aus dieser Warte beginnt elterliche Verantwortung schon in dem Augenblick, in dem sich zwei Menschen in einer Art und Weise begegnen, die das Leben eines Menschen zur Folge haben kann.

Das heißt also, es gilt, ein Bild von Verantwortung im Eltern-Kind-Verhältnis gesellschaftlich zu verankern, das es möglich macht, trotz der ungeheuren Dynamik und der Unvorhersehbarkeit biografischer Ereignisse und Entwicklungen im Leben des Individuums die Interessen eines zukünftigen oder schon lebenden Kindes zu berücksichtigen.

Das heißt gerade für junge Menschen, die in der partnerschaftlichen Suchphase sind, mit ihrer Sexualität bzw. Fruchtbarkeit sorgfältig umzugehen, damit nicht aus einer Begegnung, die sozial keinerlei Zukunft hat, Menschenleben entsteht, das auf elterliche Beziehungen zu beiden Eltern und auf ein Mindestmaß an kooperativer Gemeinsamkeit unter ihnen angewiesen ist.

4.4 Im sittlichen Alltagsbewusstsein sollte der Begriff Familie um den der elterlichen Verantwortungsgemeinschaft ergänzt werden

Ist einem Menschen das biologische Leben geschenkt worden, dann haben diejenigen, die dieses Leben verursacht haben, die unabwiesbare Pflicht, diesen Menschen mit den soziokulturellen Fähigkeiten auszustatten, die ihn befähigen, eigenverantwortlich, gemeinschaftsfähig und in Würde an dieser Gesellschaft teilzuhaben. Aus Sicht des Kindes ist es dabei gleichgültig, welche rechtliche Qualität die Beziehung seiner biologischen Eltern zueinander hat. Auch wenn sie nicht gewillt sind, gemeinschaftlich als Paar durchs Leben zu gehen, müssen sie sich als Eltern verstehen, die Mitglieder einer Verantwortungsgemeinschaft sind, unabhängig davon, ob sie jeweils anderen Familien angehören.

Diese elterliche Gemeinschaft endet für Vater und Mutter frühestens, wenn der junge Mensch, auf sich allein gestellt, sein Leben meistern kann, also erwachsen und freiheitsfähig ist. Im Bewusstsein der Kinder endet sie wohl nie. In der Generationenkette geht sie in Großelternschaft über.

Wichtig dabei ist, dass die Verantwortungsgemeinschaft von den Eltern so verstanden wird, dass sie die Beziehung des Kindes oder jungen Menschen zum jeweils anderen Elternteil in einer Weise fördern und aufrecht erhalten, die es dem Kind ermöglicht, beide Elternteile unabhängig von deren Lebenssituation als elterlich kompetent und angstfrei erleben zu können. Das strukturell neue an diesem Verantwortungsbegriff ist, dass jeder Erwachsene, der Mutter oder Vater geworden ist, als für sich selbst verantwortliches und sein Leben unabhängig von dem anderen Elternteil gestaltendes Individuum verpflichtet wird und nicht durch die rechtliche Beziehung, die sie zueinander haben, wie z.B. bei der Ehe.

Dazu gehört jedoch noch mehr. Damit das alles für denjenigen Elternteil, der die tägliche Fürsorge für das Kind erbringt, möglich ist, ist es unbedingt notwendig, dass jeder Elternteil die Privatsphäre des jeweils anderen Elternteils respektiert. Des Weiteren umfasst diese Pflicht für den nichtbetreuenden Elternteil die Aufgabe, es dem betreuenden Elternteil materiell möglich zu machen, das oder die gemeinsamen Kinder zu versorgen und zu betreuen.

Das alles klingt zunächst sehr einfach. Man ist verwundert, dass es trotz allem eine große Zahl von Kindern gibt, denen eben die Gemeinsamkeit elterlicher Verantwortung verweigert wurde.

5. Was macht es den Eltern so schwer, diese Pflichten zu erfüllen?

Das gesellschaftliche Organisationsprinzip "Freiheit des Einzelnen" hat soziale Strukturen hervorgebracht, die den Eltern die Einhaltung der hier geforderten Pflichten ungeheuer schwer machen.

5.1 Die Bedeutung der Liebesbeziehung

Freiheit in unserer Gesellschaft heißt, dass ein nicht unwesentlicher Teil der Bevölkerung sich nicht mehr an die Einhaltung tradierteter Werte und Gesellungsformen hält. Damit ist der Einzelne nunmehr gezwungen, fast alle wesentlichen Lebensbedingungen

auf sich allein gestellt und losgelöst von kooperativen Zusammenhängen selbst herstellen und gestalten zu müssen. Man übernimmt nicht mehr einfach sittlich vorgegebene Lebensmuster, sondern handelt die eigenen Lebensbedingungen in Form von Vereinbarungen bzw. Verträgen neu aus. Das setzt bei dem Einzelnen voraus, dass er sich außerhalb der Familie eine ständig auf Rationalität beruhende Selbstdisziplinierung abverlangen muss.

Das aber erzeugt in dem Einzelnen das Bedürfnis nach einem Lebensbereich, der es ihm ermöglicht, jenseits dieser Selbstdisziplinierung emotional bedürftiges Individuum zu sein. Das ist in unserer Gesellschaft der Ort der Privatheit, die Familie und in besonderem Maße die Partner- bzw. Liebesbeziehung. Der Beitrag von Herrn Burkart wird differenziert über den Wandel der Bedeutung der Liebesbeziehungen berichten und uns deutlich machen, dass heutige Liebesbeziehungen mit einem Erwartungsdruck und mit Wunschvorstellungen der Liebenden eingegangen werden, die in der Realität des Alltags vielfach nicht eingelöst werden können. Insbesondere dann, wenn Kinder auf die Tragfähigkeit der Beziehung ihrer Eltern untereinander angewiesen sind.

Werden sich die Partner bewusst, dass ihre Erwartungen bei nüchterner Betrachtung nicht eingelöst werden können, so wandelt sich Liebe fast zwangsläufig in ihr Gegenteil, in Ablehnung, wenn nicht sogar in Hass. Die daraus resultierende Gegnerschaft ist eine schlechte Voraussetzung, um gemeinsam verantwortlich für ein Kind zu handeln.

5.2 Das Prinzip der strukturellen Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft gegenüber der Familie

Der Wert bzw. die Gratifikation der Arbeitsleistung des Einzelnen richtet sich danach, welchen Preis die Arbeitsleistung auf dem Arbeitsmarkt erzielt. Dieser Preis der Arbeitsleistung ist vollkommen unabhängig davon, ob der Arbeitende für sich allein oder für eine große Familie zu sorgen hat. Das Heranziehen von Kindern ist zwar ungeheuer kosten- und arbeitsintensiv. Es stellt jedoch keinen in unserer Gesellschaft ökonomisch anerkannten Wert dar, da es, wie oben gezeigt, notwendiger Weise in "Privatheit" vollzogen wird.

Menschen, die Kinder erziehen, werden dadurch gegenüber anderen, die keine Kinder haben, erheblich benachteiligt. Die überwiegende Mehrzahl der gesellschaftlichen Teilsysteme ist nach einer Organisationslogik aufgebaut, die das Vorhandensein des Humanvermögens und der entsprechenden Daseinskompetenzen als immer schon gegeben ansieht. Da seine Herstellung in der Privatheit der Familie erfolgt und daher keinen Marktwert hat, braucht der Markt auch keinerlei Rücksicht darauf zu nehmen. Familienmitglieder, die in diesen, der Marktlogik verpflichteten Organisationen den Familienunterhalt verdienen, müssen sich im Konflikt zwischen Anforderungen dieser Organisation und solchen aus der Familie zwangsläufig für die Organisation entscheiden. Der fünfte Familienbericht der Bundesregierung⁴ bezeichnete dieses Phänomen als "strukturelle Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft gegenüber der Familie". Daraus resultieren Belastungen, die andere Menschen in unserer Gesellschaft, die nicht Eltern sind, in dieser Dauer und Intensität normalerweise nicht erleben. Auch diese Tatsache trägt dazu bei, dass elterliche Paarbeziehungen oft unter großen Spannungen leiden und nicht selten deshalb auseinander brechen.

⁴ Fünfter Familienbericht "Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens", S.21ff.

5.3 Die Benachteiligung der Frauen

Vor dem Hintergrund der historisch überkommenen Arbeitsteilung innerhalb der Familie werden Frauen hierdurch besonders benachteiligt. Die Rollenkonfusionen innerhalb der Familie, die sich aus dem Prozess der zunehmenden Gleichberechtigung der Frauen ergeben, haben für alle Familienmitglieder Orientierungsschwierigkeiten zur Folge. Der unzweifelhaft größere Anteil der Frauen an der täglichen Fürsorge für Kinder lässt schon aus kompensatorischen Gründen in ihren Augen die Bedeutung der Väter für ihre Kinder gering erscheinen, was ihre subjektive Bereitschaft, die Väter nach einer Trennung an der Verantwortung zu beteiligen, erheblich beeinträchtigt bzw. häufig ausschließt.

5.4 Die zuvor genannten Strukturen und der Mangel an entsprechenden sittlichen Vorstellungen von Verantwortung treibt die Eltern in eine fast unauflösliche Gegnerschaft

Diese gesellschaftlich verursachten Widersprüche, die überhöhten Erwartungen an die Partnerschaft, die strukturell und ökonomisch verursachten Belastungen elterlicher Beziehungen und die zuvor beschriebenen Rollenkonfusionen werden in der Familie, insbesondere in Krisen, subjektiv auf der Ebene der Beziehung als durch den Partner verursacht erlebt, und erzeugen das, was die Autoren U. Beck und E. Beck-Gernsheim als "das ganz normale Chaos der Liebe"⁵ bezeichnet haben.

Gerade die Tatsache, dass in diesen Krisen der jeweilig andere Partner im subjektiven Erleben der Betroffenen als Verursacher des eigenen Not wahrgenommen wird, und sich in unserer Gesellschaft für diese Art von Konflikten noch kein sittliches Alltagsverständnis von elterlicher Verantwortung herausgebildet und durchgesetzt hat, treibt die Eltern in eine fast unauflösliche Gegnerschaft. Diese Krisen stellen für viele zugleich eine tiefe Infragestellung der eigenen Person dar. Kinder bekommen für den Selbstwert der Eltern eine Funktion, die ihren Entwicklungsbedürfnissen nicht entspricht.

Unter diesen Umständen erscheint es fast unzumutbar, den Eltern abzuverlangen, die Bedürfnisse der Kinder am Erhalt ihrer Beziehungen zu beiden Eltern zur Richtschnur ihres Handelns zu machen.

6. Warum setzt sich in unserer Gesellschaft nur langsam ein entsprechender sittlicher Begriff von elterlicher Verantwortung durch?

Nimmt man die Talkshows im Fernsehen, die Unzahl von Ratgeberbüchern und Möglichkeiten der Erwachsenenbildung, so scheint es, als gäbe es kein Thema, das in unserer Gesellschaft nicht offen diskutiert wird. Fast alle Eltern haben Zugang zu psychologischer Fachliteratur und wissen sehr viel über die Entwicklung von Kindern und die entsprechenden Anforderungen an Erziehung.

Trotzdem verbeißen sich immer noch eine große Anzahl von ihnen nach ihrer Trennung in Auseinandersetzungen um die elterliche Sorge oder den Umgang, die für Außenstehende schier unbegreiflich sind.

⁵ Beck/Beck-Gernsheim: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt 1990.

Insbesondere, wenn die Eltern neue Partner haben und damit ein neues Verständnis von Familienzugehörigkeit entfalten, rücken Sichtweisen in den Vordergrund, die vom Schutz der neuen Beziehung bzw. der neu entstandenen Familie geprägt sind, wodurch der Respekt vor den Beziehungen des Kindes zu dem jeweils anderen Elternteil in Frage gestellt wird.

6.1 Die sittlichen Vorstellungen hinken der gesellschaftlichen Entwicklung hinterher

Formuliert man demgegenüber den Verantwortungsbegriff für die nächste Generation im Eltern-Kind-Verhältnis, wie bereits unter 3.4 entworfen, als Krisen und Familiengrenzen überschreitende elterliche Verantwortungsgemeinschaft, so scheint dieser plausibel und einfach zu realisieren. Misst man ihn jedoch daran, wie Verantwortung für zukünftige Generationen bisher wahrgenommen worden ist, so stellt sich heraus, dass er in zweifacher Hinsicht revolutionär ist, da er mit hergebrachten Wahrnehmungs- und Verhaltensmustern bricht.

6.1.1 In der Vergangenheit waren die Interessen der kommenden Generation immer eingebettet in die Struktur aktuell existierender Institutionen, ohne unmittelbar benannt zu werden

Blickt man in der Geschichte zurück, so zeigt sich, dass es nie einen die Interessen der jeweils nächsten Generation unmittelbar zum Ausdruck bringenden Verantwortungsbegriff gegeben hat. Der Philosoph Dieter Birnbacher sagt in seinem Buch "Verantwortung für zukünftige Generationen"⁶, dass die Sicherung der Lebensbedingungen zukünftiger Generationen diese selbst nie unmittelbar thematisierte, sondern in religiöse Bräuche und gemeinschaftsbezogene Sitten einbettete. Eines der Beispiele ist die Regulierung der Nachhaltigkeit der Forstwirtschaft, die den Waldbesitzer zwang, immer nur so viel zu roden, wie er aufforsten konnte, obwohl ihm das selbst keinen unmittelbaren Nutzen brachte. Die mittelbare Folge dieser Regelung war, dass die jeweils nächste Generation den Waldbestand vorfand, der der jeweils vorherigen Generation zur Verfügung stand.

Das, was hier unmittelbar für Kinder und junge Menschen gefordert wird, es jedem zu ermöglichen "Bindungen gegenüber seinen Eltern zu entwickeln und diese bis zur Ablösung des Kindes zu schützen", wurde in der ursprünglichen Fassung des Bürgerlichen Gesetzbuches mit der Institution Ehe und ihrer grundsätzlichen Unauflöslichkeit gesichert.

Die Beziehungen von Kindern, die außerhalb dieser Institution geboren wurden, waren nicht geschützt. Allenfalls die zur Mutter, nicht jedoch die zum Vater. Das gemeinsame Sorgerecht war bis zur Reform des Sorgerechts das Privileg.

Der Schutz der Beziehungen der Kinder zu ihren Eltern war unmittelbar an die Logik der Institution Ehe gekoppelt, nicht an die Entwicklungsbedürfnisse der Kinder selbst.

⁶ Birnbacher, Dieter: Verantwortung für zukünftige Generationen, Stuttgart 1998, S.9ff.

6.1.2 Die Individualisierung der Gesellschaft lenkt die Aufmerksamkeit auf die Handlungsebene der Erwachsenen

Diese Logik, die den Schutz von Kindern von der Rechtsform der Beziehung, die die Eltern untereinander eingegangen sind, abhängig machte, ist auch heute noch tief im Alltagsverständnis von Kinderschutz verankert und daher nur schwer zu überwinden. Das ergibt sich allerdings nicht allein aus dem Beharrungsvermögen von sittlichen Einstellungen, sondern auch aus dem sozialen Phänomen der Individualisierung selbst. Wenn jedes Individuum darauf verwiesen ist, sich außerhalb von kooperativen Zusammenhängen möglichst allein durchzusetzen, rückt bei der Wahrnehmung interpersonaler Konflikte die Handlungsebene der agierenden Individuen in den Vordergrund. Die unmittelbaren Entwicklungsbedürfnisse der Kinder, die aus dieser Warte nur als ethische Forderungen in Erscheinung treten, haben dadurch ungleich geringere Durchsetzungschancen.

Die Individualisierung, die letztlich die Ursache für die Enttraditionalisierung des Partnerschaftsverhaltens darstellt, trägt damit dazu bei, dass sich ein dieser sozialen Entwicklung angemessener Verantwortungsbegriff durchsetzt.

Betrachtet man nämlich die oben geschilderten Belastungen und die daraus resultierenden Probleme, vornehmlich auf der Ebene des subjektiven Erlebens, und versucht diese mit einem psychologisierenden Verständnis zu bewältigen, wozu auch die sozialpädagogischen Professionen neigen, so wird zwangsläufig der soziale Entstehungszusammenhang dethematisiert. Das Entstehen einer Orientierung stiftenden Alltagsbewusstseins setzt jedoch das Wissen um diesen Zusammenhang voraus.⁷

Das aber hat ein Paradoxon zur Folge: Ein großer Teil der Erwachsenen fühlt sich an die tradierten Lebensmuster von Ehe und Familie nicht mehr gebunden. Sie trennen sich bzw. sie lassen sich scheiden. Die dadurch untereinander entstehenden Konflikte verursachen für die gemeinsamen Kinder ungeheure Belastungen. Die getrennten Eltern gehen neue Beziehungen ein und berufen sich daraufhin mit Blick auf die neu entstandene Familiensituation auf Vorstellungen von Ehe und Familie, die sie zuvor selbst missachtet haben.

Es ist nicht zu erwarten, dass die überall stattfindenden Diskurse über Aspekte unserer Gesellschaft dazu führen, dass das historisch überkommene Alltagsverständnis von elterlicher Verantwortung in absehbarer Zukunft von einem Verständnis abgelöst wird, das den hier aufgezeigten Widersprüchen gerecht wird.

Solange es nicht gelingt, gezielt eine entsprechende Auseinandersetzung in Gang zu bringen, die genau die oben dargelegten Mechanismen überwindet, wird es bei den aufgezeigten Umgangsweisen bleiben.

Da die alten Auffassungen jedoch immer wieder in dieselben Sackgassen führen, scheint es der Schutz der Kinder zwingend notwendig zu machen, den staatlichen Wächter, bzw. die ihm zuarbeitenden Helferprofessionen einzuschalten.

⁷ Gerade die Psychotherapie sieht es auch heute noch als ihre Aufgabe, die Menschen von inneren Hemmnissen zu befreien, die ihren Ursprung in der Verinnerlichung von Normen haben, die auf Grund sozialer Veränderungen ihre soziale Funktion verloren haben und deswegen der aktuellen Realisierung vitaler Interessen und Bedürfnissen der Individuen im Wege stehen.

Das aber hat zur Folge, dass das in unserer Gesellschaftsordnung höchst private "Eltern-Kind-Verhältnis" zum Gegenstand professionellen Handelns wird.

6.2 Der Ruf nach den Experten – oder des Verhältnisses von Privatheit und professioneller Hilfe

Dieser Orientierungslosigkeit entspricht das in unserer Gesellschaft weit verbreitete Bewusstsein, es gäbe ja für jedes Problem einen spezialisierten Experten, dessen Hinzuziehung mit Sicherheit zur Lösung des Problems führe.

6.2.1 Die Gefahr der Fremdbestimmung

In der gesamten Auseinandersetzung um die relativ professionengläubigen Kindschaftsrechtsreformen⁸ wird übersehen, dass individuelle bzw. familiäre Probleme, die professionell bearbeitet werden, Einflüssen ausgesetzt werden, die als Fremdbestimmung zu bezeichnen sind.

Berufliches Handeln ist im Gegensatz zum innerfamiliären zwangsläufig von einer Doppelstruktur⁹ beherrscht. Zum einen dient berufliche Arbeit gesellschaftlich anerkannten Zielsetzungen, zum anderen den privaten Reproduktionsinteressen der Berufstätigen. Berufliche Arbeit muss daher so organisiert werden, dass sie immer beiden Anforderungen auf einmal dient, wobei für den Berufstätigen aber zwangsläufig das eigene ökonomische Interesse im Vordergrund stehen muss. Werden private Angelegenheiten durch Professionen bearbeitet, ändert sich daher ihr Inhalt bzw. die entsprechende Sicht der Probleme. Sie werden von den Inhabern professioneller Positionen zum einen so thematisiert, wie sie ihnen in der beruflichen Situation entgegentreten, zum anderen jedoch so, wie sie für die eigene Profession als erfolgreich bearbeitbar dargestellt werden können. Aus dieser Logik gilt für die Berufsausübenden nicht unbedingt das als erfolgreich, was für die betroffenen Individuen gut ist, sondern das, was der jeweiligen Profession allgemein an Erwartungen von den Abnehmern seiner professionellen Leistung entgegengebracht wird. So ist z.B. bei vom Gericht bestellten Gutachten nicht die begutachtete Person der Abnehmer des Gutachtens, sondern der Richter. Der Richter ist aber derjenige, von dem der Gutachter auch weiterhin Gutachtensaufträge bekommen möchte. Der Experte, der davon lebt, Gutachten zu erstellen, kann gar nicht umhin, dieses subjektive Interesse in seine Beurteilung höchst privater Angelegenheiten einfließen zu lassen.

6.2.2 Der Schein der Objektivität

Andererseits muss dem Richter daran gelegen sein, sich inhaltliche Legitimationen für die von ihm zu treffende Entscheidung zu verschaffen. Konsequenter Weise behandelt er die Gutachten als geradezu unanfechtbar, womit diese als scheinbar Objektivität er-

⁸ Mit der Kindschaftsrechtsreform sind zwei neue Aufgaben für professionelle Helfer geschaffen worden: Der Verfahrenspfleger (§50 FGG) und der Umgangsbegleiter (§1684 IV 3 BGB).

⁹ Beck, U./Brater, M./Daheim, HJ.: Soziologie der Arbeit und der Berufe, S.243ff.

zeugende Bewertungen behandelt werden. Den Gutachtern kommt dadurch, trotz aller Unzulänglichkeit, eine ungeheure Macht zu.

Wenn man bedenkt, dass in keinem anderen professionellen Feld die Beurteilung einer Situation, derart von der subjektiven Einstellung des Berufsinhabers abhängt, wie z.B. der des zur Stellungnahme aufgeforderten Mitarbeiters des Jugendamtes, so wird deutlich, welche Risiken damit verbunden sind, wenn Professionelle diese höchst privaten Angelegenheiten bearbeiten.

6.2.3 Die ständige Ausdifferenzierung und Spezialisierung der Helferberufe führt zu einer permanenten Entmündigung der Eltern

Mit dem Kindschaftsrechtsreform sind zwei neue Helferberufe auf der gesetzlichen Ebene etabliert worden: Der Verfahrenspfleger und der Umgangsbegleiter. Es kann schon heute abgesehen werden, dass die Fälle, bei denen Umgang nur unter fachlicher Begleitung stattfinden wird, ständig zunehmen werden. Es ist zu befürchten, dass am Ende der unbegleitete Umgang die Ausnahme sein wird.

Die Übertragung von höchst privaten Angelegenheiten auf Inhaber von Berufspositionen ist zugleich mit Kompetenzzuschreibungen verbunden, die alle anderen, die diese Position nicht inne haben, vor allen Dingen die Betroffenen selbst, zu Laien erklärt. Ihnen wird damit im Besonderen die eigene Problemlösungskompetenz abgesprochen. Jede professionelle Spezialisierung trägt somit soziokulturell zur Entmündigung von Eltern bei.

6.2.4 Die systematische Ausblendung des gesellschaftlichen Zusammenhangs und die Sicherung der ständigen Wiederkehr der zu bearbeitenden Not

Jede der genannten Professionen beruht auf einer Disziplin, die den Anspruch hat, wissenschaftlich fundiertes Wissen anzuwenden. Jede der dahinter liegenden Erkenntnisdisziplinen hat nur einen abgegrenzten Gegenstandsbereich. Von daher ist man aus einer professionellen Warte nicht in der Lage, die Gesamtheit der Problematik in die eigene Beurteilung einzubeziehen. Im Zusammenspiel mit der Wissenschaft wird jedes professionelle Instrument immer weiter ausdifferenziert werden. Dieser quasi fachinterne Dialog wird vielfach verwechselt mit der Auseinandersetzung um die Gesamtproblematik.

Professionelle Bearbeitung familialer Not heißt damit: den gesellschaftlichen Zusammenhang der Entstehung der Hilfebedürftigkeit systematisch dethematisieren.

Die Inhaber von Berufen und ihre Verbandsvertreter haben aus sich heraus auch kein Interesse an der Erarbeitung von Erkenntnissen, die zur Beseitigung der sozialen Ursachen der zu bearbeitenden Not führen könnten, denn deren ständige Wiederkehr ist zugleich Garant für die Nachfrage nach der eigenen Profession.

Spricht man die Politik auf diese Probleme an, so wird sie darauf verweisen, dass der Staat ein hochdifferenziertes Helfersystem ermöglicht hat und finanziert.

Die ständige professionelle Ausdifferenzierung des Helfersystem hat damit einen Doppelleffekt. Zum einen scheint die Existenz des hoch spezialisierten Helfersystems eine gesellschaftsweite Auseinandersetzung über das Generationenverhältnis und die damit

verbundene Verantwortung angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen überflüssig zu machen. Da sich auf diese Weise keine Selbstlösungskompetenz bei den Eltern entwickeln kann, wird zum anderen gesichert, dass die Nachfrage nach den Experten nicht versiegt, da die Not bzw. die Hilfebedürftigkeit der Eltern, mit diesen Problemen umzugehen, aufrecht erhalten bleibt.

So sehr das Primat der Privatheit der elterlichen Erziehung im seelisch prägenden Bereich in unserer Rechtsordnung und in der Rhetorik der Rechtspolitik und Rechtsprechung hochgehalten wird, so sehr wird elterliche Autonomie durch die ständig fortschreitende professionelle Spezialisierung entprivatisiert und damit geschwächt¹⁰.

Die Privatheit ist eine *conditio sine qua non* für die Erziehung zur Eigenverantwortlichkeit. Zur personalen Autonomie kann nur jemand erziehen, dessen Autonomie im Eltern-Kind-Verhältnis anerkannt wird.

Mit dem Prinzip der Subsidiarität und den daraus resultierenden Pflichten der staatlichen Gemeinschaft ist diese Entwicklung auch nicht vereinbar.

7. Das Prinzip der Subsidiarität und die daraus resultierende Aufgabe der staatlichen Gemeinschaft

Aus dem Prinzip der Subsidiarität folgt, dass Probleme möglichst in dem gesellschaftlichen Bereich gelöst werden sollten, in dem sie auftreten. Damit obliegt es der staatlichen Gemeinschaft, ihren Beitrag dazu zu leisten, auch unter den gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen, Menschen Rahmenbedingungen zu verschaffen, die es ihnen ermöglichen, die subjektiven Fähigkeiten zu erwerben, die sie befähigen, ihre elterlichen Pflichten auch angesichts des historisch gegebenen Gesellungsverhaltens autonom wahrzunehmen. Dazu gehört es z.B. auch, die entsprechenden rechtlichen Verfahren so auszugestalten, dass nicht jede familiäre Krise und Familienumwandlung auf Grund ihrer staatlichen Regulierung zu einer potenziellen Gefahr für diese Autonomie wird.¹¹

Die Zunahme an Freiheit hat die Anforderungen an Erziehung ansteigen lassen. Sie führt auch dazu, dass die Zahl der Kinder in nichttraditionalen Verhältnissen stetig zunimmt. Auch diese Kinder haben ein Recht darauf, beide Eltern als elterlich kompetent erleben zu dürfen.

Wie oben gezeigt, setzt dies voraus, dass in unserer Gesellschaft ein diesen veränderten Gesellungsverhältnissen gerecht werdender, gesellschaftsweit anerkannter sittlicher Verantwortungsbegriff zur Entfaltung kommt.

¹⁰ An dieser Stelle sei hervorgehoben, dass es hier um die soziologische Betrachtung von Strukturen geht, die sich zwangsläufig daraus ergeben, dass Probleme bzw. Aufgaben durch berufliche und nicht private Arbeit bewältigt werden. Es wird also keinerlei moralische Wertung über die Helferberufe bzw. diejenigen ausgesprochen, die sie ausüben. Es geht hier darum, der sich aus der Professionslogik ergebenden Entwicklung eine Logik entgegenzusetzen, die die Grundstrukturen und Werte unserer freiheitlichen Gesellschaftsordnung zum Ausgangspunkt hat.

¹¹ Einen sehr begrüßenswerten Schritt hat der Gesetzgeber dadurch getan, dass er Eltern, die sich trennen bzw. scheiden lassen, mit der Kindschaftsrechtsreform einen Anspruch auf Beratung durch §17 Abs.1 und 2 KJHG gewährt, nicht zuletzt, um sie in Stand zu setzen, eigene Lösungen zu entwickeln.

Die hier vorgestellte Analyse konnte zeigen, welche Strukturen dem entgegenstehen.

Es hat sich eine Alltagspraxis durchgesetzt, die die mit dem historisch gegebenen Gesellschaftsverhalten der Kinder einhergehenden Probleme mit sittlichen Vorstellungen zu bewältigen versucht, die ihr Entstehen nicht mehr existierenden Sozialstrukturen zu verdanken haben.

Es wurde deutlich, dass die Veränderung der Bedeutung der Partnerschafts- bzw. der Liebesbeziehung die Aufgabe der Elternschaft grundlegend beeinflusst. Auf Grund der spezifischen ökonomischen Strukturen unserer Gesellschaftsordnung werden die der Elternschaft anhaftenden Pflichten unter Belastungen erbracht, die sich auf die innerfamilialen Beziehungen auswirken.

Die dadurch zwischen den Eltern entstehenden Schwierigkeiten haben angesichts des Mangels an Alltagskompetenz, diese selbst zu bewältigen, ein Helfersystem hervorgebracht, das durch seine nicht enden wollende Ausdifferenzierung und Spezialisierung zur permanenten Entmündigung der Eltern beiträgt, jedoch zugleich den Schein erzeugt, die staatliche Gemeinschaft habe bereits die adäquate Antwort auf diese Probleme gegeben.

Da in unserem gesellschaftlichen Verständnis von Arbeitsteilung für diese Probleme die Helferberufe und ihre Verbandsvertreter zuständig sind, die ihrerseits an der Erhaltung und Weiterentwicklung ihrer Professionen interessiert sind, ist es fast ausgeschlossen, dass die durch sie z.B. auf Fachkongressen in Gang gesetzte öffentliche Auseinandersetzung die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge und die ihnen innewohnenden Widersprüche bewusst macht. Andere gesellschaftliche Gliederungen halten sich für diese Themen nicht für zuständig.

Dass die Bevölkerung unter diesen Umständen aus sich heraus eine den gewandelten Verhältnissen angemessene und die Autonomie der Eltern fördernde sittliche Alltagsvorstellung von elterlicher Verantwortung hervorbringt, ist auf Grund dieser Aufgabenteilung eher unwahrscheinlich.

Der Verfassungsrechtler und ehemalige Verfassungsrichter Ernst Wolfgang Böckenförde sagt dazu: "In einer Gesellschaft, die auf der Basis der individuellen Grund- und Freiheitsrechte als Erwerbs- und Leistungsgesellschaft konstituiert ist, sind diese individuellen Interessen freigesetzt, sich selbstbezogen zu entfalten. Die Einstellungen, die sich daraus entwickeln, sind nicht aus sich heraus auf ein Allgemeines, auf Bewahrung und Verwirklichung ethisch-sittlicher Substanz gerichtet. Für das geistige Leben bedarf es daher der Haltepunkte und normativer Stützen, an denen sich die allgemeinen sittlichen Haltungen festmachen und öffentliche Relevanz finden können gegenüber den individualistischen Bewegungskraften der Erwerbs- und Leistungsgesellschaft."

Genau diese Aufgabe, Anstoß zu geben für eine gesellschaftsweit geführte Auseinandersetzung zur Herausbildung eines entsprechenden, gesellschaftsweit akzeptierten Verantwortungsbegriffs, hat sich die Initiative gestellt. Sie soll die Folgen, die sich aus dem veränderten Gesellschaftsverhalten der Erwachsenen für den davon betroffenen Nachwuchs ergeben, bewusst machen und dadurch zukünftig Eltern befähigen, in den oben genannten Situationen ein konkretes Bild elterlicher Verantwortung anschaulich zur Verfügung zu haben, um die Interessen ihrer Kinder aus eigenem Wissen und eigener Überzeugung wahren zu können.

8. Hat die Etablierung eines entsprechenden sittlichen Alltagsbewusstseins reale Chancen?

Aus der Perspektive der Soziologie leben wir in einer Zeit, die sich durch die Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen auszeichnet.

Der Individualismus wird vielfach gleichgesetzt mit der Verallgemeinerung egoistischer bzw. hedonistischer Lebenskonzepte¹². Damit seien die Menschen nicht bereit und in der Lage, über die unmittelbar eigenen Interessen hinaus zu denken bzw. zu handeln. Diese Deutungen werden begleitet von der Behauptung, die Gesellschaft sei familienmüde.

Die erste Behauptung ist dem undifferenzierten Umgang mit dem Phänomen Individualisierung geschuldet. Die zweite kann nur aufrecht erhalten, wer die Ergebnisse der Familienforschung außer Acht lässt.

8.1 In unserer Gesellschaft findet sich ein hohes Maß an Bereitschaft, sich für den eigenen Nachwuchs einzusetzen

Es erscheint zunächst notwendig, dass in der öffentlichen Rhetorik gepflegte Fehltritte abgebaut werden. Die Familie hat in unserer Gesellschaft nach wie vor ein hohes Ansehen. Wenn vielerorts von einer allgemeinen Familienmüdigkeit gesprochen wird, so liegt das vor allem daran, dass man die Suche nach neuen Formen familialen Zusammenlebens als Ablehnung der Familie bewertet. Vollkommen unbekannt ist auch, dass die Bereitschaft, sich für den eigenen Nachwuchs und dessen Integration in die Gesellschaft einzusetzen, historisch noch nie so ausgeprägt war wie heute. Für einen großen Teil von Menschen in unserer Gesellschaft bedeutet Elternschaft einen zentralen Wert, bedeuten die eigenen Kinder einen wichtigen Bezugspunkt im Leben.

Es hat nie eine Zeit gegeben, in der sich der überwiegende Teil der Bevölkerung derart intensiv und ausdauernd um die Integration bzw. soziale Etablierung des eigenen Nachwuchses gekümmert hat, wie heute.

8.2 Individualisierung der Gesellschaft heißt nicht zwangsläufig Ablehnung der Familie und Verfolgung egoistischer Ziele

Individualisierung hat zwar zur Folge, dass Eltern große Anstrengungen unternehmen, auch außerhalb der eigenen Familie Interessen und Wünsche zu verfolgen. Die Mehrheit unternimmt große Anstrengungen, diese mit der Aufgabe zu vereinbaren, den Kindern die Bedingungen zu verschaffen, die sie für ihr Heranwachsen benötigen¹³. Mit der zunehmenden Individualisierung haben sich zugleich die Einstellungen zu den Inhalten bzw. zu den Zielen von Erziehung gewandelt. So betont die überwiegende Mehrheit der Eltern, dass das wichtigste Ziel der Erziehung die Vermittlung der Fähigkeit zur Selbst-

¹² Zu dieser Auseinandersetzung Bertram, Hans: Moralische Verpflichtungen und Werte in einer individualisierten Gesellschaft, in: Das Individuum und seine Familie, DJI Familien-Survey 4, Opladen 1995, S.196ff.

¹³ Z.B. die vielen Bemühungen insbesondere von Frauen, Beruf und Kinder miteinander zu vereinbaren.

ständigkeit sei.¹⁴ Das zeigt, dass Eltern in der Lage sind, in ihrem Erziehungsverhalten angemessen auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren.

Die zuvor genannte Fehleinschätzung der Auswirkungen des Individualismus erklärt der Familiensoziologe Hans Bertram¹⁵ damit, dass man zu Unrecht diese Entwicklung mit einer eher hedonistischen, allein von egoistischen Motiven geleiteten Einstellung gleichsetzt. Er weist darauf hin, dass es das Verdienst von Durkheim¹⁶ ist, herausgearbeitet zu haben, dass sich neben dem utilitaristischen Individualismus eine Form von Individualismus verbreitet hat, der als "kooperativer Individualismus" zu kennzeichnen ist.

Studien zur Moralentwicklung zeigen, dass durch dieses Lebenskonzept Sekundärtugenden wie Fleiß, Gehorsam und Unterordnung, aber auch die Selbstverständlichkeit der Eheschließung in breiten Kreisen der Bevölkerung in Frage gestellt werden. Insbesondere in Bevölkerungskreisen mit höherer Ausbildung ist die Anerkennung dieser Werte der Bereitschaft gewichen, individualistische Lebensziele selbst zu entwerfen und ihre Durchsetzung gleichermaßen individualistisch zu realisieren.

Inhaber dieser Einstellungen verfolgen zumeist weniger materialistische Ziele, sondern vielmehr ideelle bzw. überindividuelle, die nicht auf Vermögensmehrung abstellen. Sie legen Wert auf ihre Individualität, sind aber bereit, die Individualität anderer wertzuschätzen.

Sie wissen, dass sie viele ihrer selbst gesteckten Ziele nicht allein verwirklichen können, sondern nur im Zusammenwirken mit anderen. Sie sind daher in hohem Maße bereit, mit anderen zu kooperieren.

8.3 Der kooperative Individualismus und der hier vorgestellte Begriff der "elterlichen Verantwortungsgemeinschaft"

Das oben entworfene, auf nichttraditionelle Familienformen abstellende Konstrukt der "elterlichen Verantwortungsgemeinschaft", entspricht in seinen Strukturen den Prinzipien des "kooperativen Individualismus". Beide Eltern erkennen an und respektieren es, dass der jeweils andere andere Erwartungen an das Leben hegt und eigene, von dem jeweils anderen unabhängige Wege durchs Leben geht. Zu der gegenseitigen Anerkennung der jeweiligen Andersartigkeit gehört, die Geschlossenheit und die Intimität der Familie, der der jeweils andere Elternteil nach der Trennung nunmehr angehört, zu respektieren. Verbunden bleiben beide durch die Aufgabe, dem Kind, dem man aus beiderseits übereinstimmendem Antrieb das Leben geschenkt hat, die Lebensbedingungen zu gewähren, die notwendig sind, um sich zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit zu entwickeln.

¹⁴ Bertram, Hans: Eltern und Kinder, Zeit, Werte und Beziehungen zu Kindern, in: Hans Bertram/Bernhard Nauck (Hrsg.), Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich, Opladen 1995, S.91 und S.111.

¹⁵ Bertram, Hans: Moralische Verpflichtungen und Werte in einer individualisierten Gesellschaft, in: Das Individuum und seine Familie, 1995, S.196 (197).

¹⁶ Durkheim, E.: Erziehung, Moral und Gesellschaft, Frankfurt/Main 1994.

8.4 Bildung als Motor für die Entwicklung der dem kooperativen Individualismus entsprechenden Einstellungen

Die zuvor zitierten Studien zur Moralentwicklung haben zugleich auch gezeigt, dass der Grad der Bildung, die ein Mensch erworben hat, eine wesentliche Bedingung für die Entfaltung der dem kooperativen Individualismus entsprechenden Einstellung und Haltungen ist. Je höher die Bildung, umso wahrscheinlicher ist diese Lebenseinstellung bei den Individuen anzutreffen. Wenn aber Bildung in der Lage ist, nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern in Menschen auch Entwicklungen auszulösen, die ihre Wertorientierungen beeinflussen bzw. zur Entfaltung bringen, so liegt es auf der Hand, Bildung als das Mittel anzusehen und einzusetzen, damit der hier geforderte elterliche Verantwortungsbegriff zukünftig zur Daseinskompetenz eines jeden jungen Menschen gehört.

9. Was heißt das für die Initiative?

An der Tagung¹⁷ nehmen insbesondere Vertreter von Berufen teil, die in der Schule, in Kirchen und in anderen Bildungsinstitutionen, aber auch in den Medien unmittelbar und mittelbar an der Vermittlung von Wissen, gesellschaftlichen Zusammenhängen und Weltbildern beteiligt sind. Somit sind es Berufe, die bilden.

Allein die Tatsache, dass die Vertreter dieser gesellschaftlichen Institutionen ein Interesse an dieser Tagung zeigen, macht deutlich, dass die oben aufgezeigten Berufsgrenzen überschritten werden können, wenn man die hier ins Auge gefasste Thematik von vornherein in ihrer gesamtgesellschaftlichen Dimension angeht.

Es konnte aufgezeigt werden, dass in unserer Gesellschaft ein hohes Maß an Bereitschaft besteht, sich für den eigenen Nachwuchs zu engagieren, es aber vor allem der Mangel an Orientierung ist, der das hier angesprochene Elend der Kinder auslöst. Zugleich wurde deutlich, dass Bildung das Medium ist, mit dem Einstellungen und Orientierungen vermittelt werden können.

¹⁷ Die Texte dieser Publikation basieren auf einer Expertentagung der Akademie für Politik und Zeitgeschehen in der Hanns-Seidel-Stiftung, abgehalten vom 4. bis 6. Dezember 2000.

Günter Burkart

Die Bedeutung von Partnerschaft und Liebe für die moderne Paarbeziehung

1. Partnerschaft und Liebe als Problem

Heute ist häufig zu hören, dass mit der zunehmenden Individualisierung ein großer werdender Teil der Bevölkerung Partnerschaft und Elternschaft getrennt lebt. Das habe zur Folge, dass nun immer häufiger Kinder nicht die Möglichkeit haben, mit beiden Eltern aufzuwachsen. Einer der wesentlichen Gründe wird in der fehlenden Verantwortung und der mangelnden Vorbereitung potenzieller Eltern gesehen. Eine neue Ethik der Generationen sei also notwendig.¹

In meinem Beitrag soll dieser Diagnose eine etwas andere Wendung gegeben werden: Nicht fehlende Verantwortung oder Inkompetenz der Eltern ist das Problem, sondern – scheinbar paradox: Liebe und Partnerschaft. Genauer gesagt: Die moderne oder, wie manche sagen würden, die "postmoderne" Konzeption von Liebe und Partnerschaft.

2. Relativierung der Diagnose "Krise" von Familie und Partnerschaft

Zunächst möchte ich die Krisen-Diagnose ein wenig zurechtrücken. Viele sagen ja: In einer Situation radikaler Individualisierung sind Bindungskräfte in Frage gestellt. Die traditionelle Beziehung funktioniere nicht mehr. Das ist nicht ganz falsch, aber zunächst muss man fragen, ob es die "Krise" in der Wirklichkeit gibt oder vielleicht nur in den Diskursen über die Wirklichkeit. "Krise" ist auch eine Konstruktion jener, die etwas davon haben. Sozialwissenschaftler werden gern als Krisendiagnostiker gehört, und helfende Professionen sind sogar darauf angewiesen, dass es Krisen gibt.

Lassen Sie mich kurz einige Trends (Demografie, Familie) in Erinnerung rufen.² Die demografischen Entwicklungen, die den – tatsächlichen oder vermeintlichen – Niedergang der Familie markieren, lassen sich in drei Punkten zusammenfassen:

- starker Geburtenrückgang;
- starker Rückgang der Eheschließungszahlen bei gleichzeitigem Anstieg der Scheidungsquoten;
- eine steile Abnahme des Anteils von "Normalfamilien"- Haushalten, mit einer entsprechenden Zunahme nicht-familialer Haushalte und neuer Lebensformen: kinderlose Ehepaare, nicht eheliche Lebensgemeinschaften, Wohngemeinschaften, Single-Haushalte.

Das alles sind eher flüchtige Bindungen!

Seit über dreißig Jahren ist nun schon von "Krise" und Niedergang die Rede. Wie so häufig, machten die Krisendiagnostiker gründliche Arbeit – die Entwicklung wurde dramatisiert. Doch im Rückblick sieht manches anders aus: in der langfristigen Betrachtung entdramatisiert sich die

¹ Vgl. dazu auch das Konzept von Carsten Rummel zu der hier dokumentierten Tagung.

² Das Folgende habe ich ausführlicher dargestellt in Burkart, Günter: Zum Strukturwandel der Familie. Mythen und Fakten, Aus Politik und Zeitgeschichte, B 52-53/1995, S.3-13 und Burkart, G.: Lebensphasen – Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück? Opladen 1997.

Situation. Z.B. erwies sich der heftige Rückgang der Eheschließungen in den Siebzigerjahren später zu einem erheblichen Teil als Aufschub der Heirat. Noch immer ist die Ehe die weitaus häufigste Lebensform im mittleren Erwachsenenalter.

Auch die Beurteilung mancher demografischer Trends wurde entdramatisiert: Der Rückgang der Geburten und der Anstieg der Scheidungen werden heute manchmal geradezu als Wertzuwachs von Ehe und Familie betrachtet. Lässt man einmal die Kinderlosigkeit beiseite, kann der Geburtenrückgang ja als Hinweis für eine gesteigerte elterliche Verantwortlichkeit interpretiert werden: Zwei Kinder können besser betreut und verantwortungsvoller erzogen werden als drei oder vier.

Und wer sich scheiden lässt und dann erneut heiratet, der nimmt die Ehe eben sehr ernst. Außerdem kann eine hohe Scheidungsrate auch als Hinweis auf eine verbesserte Stellung der Frauen verstanden werden. Sie müssen nicht mehr so oft in einer schlechten Ehe bleiben. Auch der Aufschub der Ehe kann so interpretiert werden: Wenn die Ehe wichtiger wird, wird eben länger gewartet und sorgfältiger gewählt.

Die – je nach Standpunkt: Befürchtung oder Hoffnung, dass die Menschen sich massenhaft von Bindungen in Ehe und Familie abwenden, hat sich nicht bestätigt.

Aber das heißt nicht, dass alles in Ordnung ist. Die Familien verändern ihr Gesicht: Sie sind kleiner geworden; sie werden biografisch später gegründet; und sie werden häufiger wieder aufgelöst. Es gibt ein paar Entwicklungen, die auf absehbare Zeit sich nicht umkehren werden. Die Scheidungsquote wird nicht wesentlich zurückgehen. Es wird mehr Singles geben, auch wenn deren Anteil immer noch meist weit übertrieben dargestellt wird. Auch der Anteil der Alleinerziehenden wird kaum zurückgehen, eher weiter steigen. Und schließlich wird auch der Anteil der kinderlos bleibenden Frauen und Männer, der noch nie so hoch gewesen ist wie heute, wahrscheinlich noch weiter ansteigen. Jede Erhöhung des Bildungsniveaus der Frauen, das ist ein nahezu universelles Gesetz über alle Zeiten und Kulturen, lässt die Geburtenrate sinken – und solange die so genannte Vereinbarkeitsproblematik (Familie/Beruf) nicht gelöst ist, wird sich das im weiteren Anstieg der Kinderlosigkeit ausdrücken.

3. Bindung ist kein Wert mehr an sich

Diese demografischen Entwicklungen haben auch Folgen für Leitvorstellungen und Leitbilder: Bindung ist kein Wert mehr an sich. Das heißt nicht, dass die Menschen Bindung nicht wollten oder ihr keinen Wert mehr beimessen würden; eher ist das Gegenteil richtig. Gemeint ist: Bindung ist nicht das Ziel, sondern der Weg – der Weg zum Glück.

Je individualisierter, je "postmoderner" die Beziehung, desto weniger ist Bindung ein Wert an sich. Die individualisierte Beziehung betont die Autonomie von Mann und Frau, die Selbstverwirklichung der Partner, den Wert der "Beziehung" als solcher – also Liebe, sexuelle Erfüllung, Glück. Die kulturelle Codierung ist heute so, dass man ermutigt wird, sich zu trennen, wenn es nicht mehr gut läuft. Die Trennung wird durch die kulturelle Normierung erleichtert – die Maxime ist "Lieber sich trennen als eine schlechte Beziehung fortsetzen". "Bindung kein Wert mehr an sich" heißt eben auch: endet das Glück, endet auch die Bindung.

Und es ist nahe liegend, dass dies die Chancen für Kinder auf feste Bindungen zu den Eltern reduziert. Es ist ja kein Zufall, dass sich immer mehr die Ansicht durchgesetzt hat, es sei auch

für die Kinder besser, wenn sich die Eltern trennen, statt dass die Kinder eine schlechte Ehe der Eltern erleiden müssten. Damit soll nicht gesagt werden, "Verantwortung für die Kinder" würde heißen, dann eben doch lieber zusammenbleiben.

4. Entkopplung von Elternschaft und Paarbeziehung

Eine weitere Konsequenz der demografisch-sozialen Veränderungen der letzten Jahrzehnte ist die Entkopplung von Elternschaft und Paarbeziehung.³ Wobei nicht nur, wie im Tagungskonzept hervorgehoben wurde, viele Kinder zunehmend aufwachsen, ohne das Modell einer funktionierenden Paarbeziehung zu erleben; sondern umgekehrt führt ja diese Entkopplung dazu, dass es immer mehr Paarbeziehungen ohne Elternschaft gibt. Das ist nicht nur ein demografisches Problem oder ein Problem für die Sozial- und Altersstruktur – es ist vor allem im kulturellen Sinn ein Problem, weil das kinderlose Liebespaar immer stärker zum Ideal für Beziehungen überhaupt avancierte. In der Literatur und im Film ist das schon lange so: im Ideal der romantischen Liebe ist kein Platz für Kinder. Und bezeichnenderweise wird der Übergang zur Elternschaft häufig als das Ende der romantischen Liebe betrachtet – in vielen Romanen und Filmen ist dies oft ein ziemlich jämmerliches Ende der Liebe.

5. Das kinderlose Paar als kulturelles Leitbild

Das kinderlose Liebespaar avancierte also zum Ideal für Beziehungen überhaupt - nicht nur in der Literatur und im Film, sondern insbesondere auch in jenem sozio-kulturellen Milieu, aus dem sich die zukünftige Kultur-Elite rekrutiert (ganz im Sinne der "Leitkultur" sozusagen, gemeint ist die Meinungsführerschaft, der Einfluss auf Weltbilder und Deutungsmuster usw.). Die höchsten Anteile von Kinderlosigkeit finden wir ja heute bei den Akademikern, besonders in neueren Berufen, wo Selbstverwirklichung in der Werte-Skala ganz oben steht.

Das kinderlose Paar ist aber noch in anderer Hinsicht das kulturelle Leitbild: Es pflegt das Beziehungsmodell "Partnerschaft". Hier muss beachtet werden, dass ich streng unterscheidet zwischen "Partnerschaft" und "Paarbeziehung". Mit "Partnerschaft" meine ich nicht die Beziehung (wie es sonst vielfach üblich ist), sondern ein Muster der Regulierung von Beziehungen. Solche Muster können etwa sein: patriarchale Herrschaft; Versorgungsehe; romantische Liebe; oder eben: gleichberechtigte Partnerschaft bzw. Partnerschaftlichkeit.

Das kinderlose Paar pflegt das Beziehungsmodell "Partnerschaft" – und das heißt u.a. auch: Neutralisierung der Geschlechtsrollen, denn: ohne Kinder lässt sich Gleichheit am besten erreichen.⁴ Nicht umsonst gibt es manche Sozialwissenschaftler, für die das Ideal der modernen Partnerschaft am besten in gleichgeschlechtlichen Beziehungen verwirklicht ist, weil dort der Ballast der traditionellen Geschlechtsrollen geringer ist. Anthony Giddens, zum Beispiel, inzwischen wohl international einer der bekanntesten Soziologen (er ist ja auch als Berater von Tony Blair in Erscheinung getreten) – Giddens also spricht von der "reinen Beziehung" (pure relationship), in

³ Vgl. dazu u.a. Herlth, Alois/Brunner, Ewald J./Tyrell, Hartmann/Kriz, Jürgen (Hrsg.): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft, Berlin 1994.

⁴ Vgl. dazu Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter unter Mitarbeit von Maja S. Maier: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvvergleich, Konstanz 1999.

der die alten Geschlechtsrollen nur noch eine geringe Rolle spielen würden; und diese Form der Beziehung könne man am besten unter gleichgeschlechtlichen Partnern studieren.⁵

Ich will aber noch auf einen ermutigenden Aspekt der Entkopplung von Elternschaft und Partnerschaft hinweisen; diese Entkopplung hat auch positive Implikationen: Es heißt nämlich im Prinzip auch, dass man die gemeinsame Elternschaft fortsetzen kann, wenn die Beziehung endet – im Unterschied zum amerikanischen Modell, wo eine Scheidung häufig zu einem vollständigen Neuanfang führt: Neue Ehe, neue Kinder.

6. Verantwortungslosigkeit und Inkompetenz der Eltern?

Ich glaube nun allerdings nicht, dass die Diagnose richtig ist, Eltern oder Paare seien heute schlecht vorbereitet und verantwortungslos. Die Formel "Freiheit führt zu Verantwortungslosigkeit" ist natürlich viel zu einfach. Die Verantwortung von Eltern ist heute vielleicht sogar größer und ein wesentliches Problem, weil sie zur Überforderung führt. Möglicherweise hat sich deshalb in den letzten Jahrzehnten diese starke Fluchtbewegung heraus aus den Partnerschaften entwickelt.

Historisch gesehen ist die Verantwortung für den Partner und für die Kinder wohl gestiegen – während früher eher die Versorgung und die wirtschaftliche Sicherung (ökonomische Verantwortung) des Lebens im Vordergrund stand, wurde dann – mit der Liebe/Partnerschafts-Idee und mit der gestiegenen Lebenserwartung – die eine wesentlich längere Ehe-Dauer mit sich brachte und eine wesentlich längere Empty-Nest-Phase – die Verantwortung für den Partner in einem "inneren", in einem psychologischen Sinn wichtiger – Verantwortung im Sinne von: sich intensiv um die Gefühle, um die Wünsche, um die Ängste usw. des andern kümmern, nicht nur um sein äußeres Wohlergehen.

Und auch die Verantwortung für das Kind ist in diesem Sinn seit der Aufklärung ständig gestiegen. Philippe Ariès, der bekannte Familienhistoriker, sprach vom "König Kind", um dessen Persönlichkeit sich Eltern immer stärker kümmern sollten.

Es ist eine doppelte Verantwortung – für das Kind und für den Partner, und wenn man will: sogar eine dreifache – nämlich auch noch für das eigene Selbst, für die eigene Biografie, die ja in der Postmoderne selbst gestaltet werden soll. Viele von uns haben genug zu tun mit der Selbst-Verantwortung – mit der Anforderung, etwas Gutes aus dem eigenen Leben zu machen.

Und die Vorbereitung auf die Elternschaft? Es wird gesagt, die Paare seien schlecht vorbereitet auf die Elternschaft. Auch das scheint mir nur vordergründig zuzutreffen. Im Prinzip sind Paare heute doch viel besser als früher auf die Elternschaft vorbereitet: Die Ergebnisse der Erziehungswissenschaft und der Entwicklungspsychologie, der Psychoanalyse und der pränatalen Medizin sind heute weit verbreitet – durch Popularisierung in Eltern-Zeitschriften und Eltern-Ratgebern, in Geburtsvorbereitungskursen und Elternbriefen usw.⁶

⁵ Vgl. Giddens, Anthony: Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt 1993. Zum Konzept "Partnerschaft" vgl. auch Leupold, Andrea: Liebe und Partnerschaft. Formen der Co-dierung von Ehen, in: Zeitschrift für Soziologie, 12/1983, S.297-327.

⁶ Vielleicht darf man sogar sagen: Die meisten Eltern wissen heute besser über die Entwicklung der Kinder Bescheid als Sigmund Freud.

Wir können durchaus von einer Professionalisierung der Elternschaft sprechen – und ich sehe manchmal Anzeichen dafür, dass man irgendwann auch den Zugang zur Profession Elternschaft kontrollieren wird, mit anderen Worten: Leute, die Eltern werden wollen, müssen ihre Fähigkeit dazu nachweisen.

Allerdings: ein gravierendes Problem besteht gerade darin, dass potenzielle Eltern eine Art popularisiertes "wissenschaftliches" Wissen über die Elternschaft und die Entwicklung des Kindes haben, aber eben nicht unbedingt ein "praktisches" Wissen.⁷ Es fehlt an lebens-praktischer Vorbereitung auf die Elternschaft. Elternschaft ist eher eine Lebenskunst als eine Wissenschaft.

7. Historische Ursachen: Liebe und Partnerschaft

Diese ganze Problematik ist jedoch schon angelegt in der modernen Partnerschaft, das heißt, seit die Partnerschaft, die Ehe-Beziehung auf Liebe und Partnerschaft gegründet ist.⁸

Früher waren Partnerschaften auf Versorgung und Sicherung des Lebens gegründet, Liebe spielte eine geringe Rolle – und auch das Prinzip der "Partnerschaft" ist ein neueres Ideal. Seit dem späten 18. Jahrhundert hat sich allmählich die Liebe – die so genannte romantische Liebe – zum einzig legitimen Heiratsgrund (mehr: zum Grund zur Partnerschaft) entwickelt; zunächst nur in Teilen des Bürgertums, später wurde dieses Modell allmählich in allen Schichten verbreitet.

Auch wenn dieses Ideal inzwischen vielfach trivialisiert wurde, muss man doch erkennen, dass es heute nach wie vor wichtiger ist – eher noch wichtiger geworden ist als früher. Liebe ist heute der einzig legitime Bindungsgrund (und Heiratsgrund) – auch die Jugendstudien zeigen das immer wieder.

Seit dem späten 19. Jahrhundert wurde allerdings – unter anderem im Kontext von Emanzipationsbewegungen der Frauen – zunehmend erkannt, dass die romantische Liebe auch eine Ideologie des Patriarchats war, mit der die Frauen mit dem Schein von Gleichheit (romantische Liebe ist ja symmetrisch) weiterhin benachteiligt wurden. Die Liebe der Frau rechtfertigte ihre Aufopferung für den Mann.

Eine der Konsequenzen, die daraus gezogen wurde, war, das Modell der Partnerschaft, der partnerschaftlichen Ehe, zu entwickeln. Dieses Modell von partnerschaftlicher Gleichheit von Mann und Frau in der Ehe und erst recht in der nicht ehelichen Partnerschaft, gilt heute für viele als Leitbild und als mehr oder weniger durchgesetzt und verwirklicht.

Ob es tatsächlich verwirklicht ist oder doch nur ein Ideal, darüber kann man streiten. Ich selbst bin Mitautor eines Buches, dessen Titel – "Die Illusion der Emanzipation" – schon signalisiert, dass wir nicht glauben, dass die egalitäre Partnerschaft verwirklicht ist.⁹

⁷ Der Begriff "praktisches" Wissen ist hier in einem theoretisch anspruchsvollen Sinn gemeint, wie er etwa bei Philosophen wie Wittgenstein, Bourdieu oder Charles Taylor gemeint ist: Es geht um ein intuitives Regelwissen, das man nicht per Instruktion, per didaktischer Anleitung, wie einen Kanon kognitiver Regeln, lernt; sondern im Vollzug der Lebenspraxis – ganz ähnlich, wie man die Regeln der Muttersprache lernt: irgendwann beherrscht man sie perfekt, ohne sie doch jemals explizit gelernt zu haben.

⁸ Vgl. für das Folgende die Beiträge in Hahn, Kornelia/Burkart, Günter (Hrsg.): Liebe am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, Studien zur Soziologie intimer Beziehungen, Opladen 1998.

⁹ Koppetsch, C./Burkart, G.: Die Illusion der Emanzipation.

8. Liebe und Partnerschaft als Problem für Dauerhaftigkeit von Bindungen

Ich will hier auf einen anderen Punkt hinaus: Sowohl Liebe als auch Partnerschaft eignen sich nur bedingt für die Paarbeziehung und deren Stabilität, und nur bedingt für die Entwicklung von Verantwortlichkeit. Und zwar Partnerschaft, weil sie am Vertragsdenken orientiert ist; und Liebe, weil sie außermoralisch ist. Das muss ich etwas genauer erläutern.¹⁰

Warum ist die Liebe heute schlecht geeignet für die Entwicklung von partnerschaftlicher Verantwortlichkeit? Die romantische Liebe ist, erst recht in ihrer heutigen Form, eine a-moralische, eine außermoralische Bindungsform: D.h., so lange es Spaß macht, bleibt man zusammen. Man geht aber keine größeren Verpflichtungen mehr ein, wenn man sich aus Liebe zusammensetzt. Endet die Liebe, endet auch die gegenseitige Verpflichtung. Der andere hat kein Recht, Vorwürfe zu machen – er kann die Aufrechterhaltung der Bindung nicht einklagen. Wer fremd geht, läßt kaum noch Schuld auf sich. Wer zurückgelassen wird, hat wenig Sanktionsmöglichkeiten. Wahl-Bindungen sind einseitig kündbar. Das bringt eine Individualisierung des Leidens mit sich - die Trennung muss der Verlassene allein verarbeiten, er darf kaum Schuldvorwürfe machen – man hat ja nicht nur den Schaden und das Leiden, man ist in gewisser Weise auch noch selbst schuld. Das führt umgekehrt dazu, dass man beim Eingehen einer Beziehung, aber auch bei Krisen, möglichst versucht, sich schadlos zu halten. Bloß vorsichtig sein, bloß kein commitment, lautet oft die Devise.

Etwas anders liegt der Fall für das Prinzip der Partnerschaft, die aus anderen Gründen nicht besonders gut geeignet ist, Verantwortlichkeit in der Bindung zu erzeugen. Partnerschaft ist am Vertragsdenken orientiert. In einer partnerschaftlichen Beziehung müssen die Bedingungen der Arbeitsteilung und der Zusammenarbeit zwischen den beiden Partnern ausgehandelt werden. Es gibt keine Privilegien. Wenn ein Partner die Abmachungen verletzt, kann sich der andere unter Berufung auf allgemeine Prinzipien beschweren; wenn er seinen Pflichten nicht nachkommt, kann der andere dies einklagen. Während die Liebe bedingungslos ist, kann Partnerschaft gerade nicht auf Bedingungen verzichten. Sie ist eine Vereinbarung auf rationaler Grundlage, ist auf Gegenseitigkeit gegründet, sie verlangt Gerechtigkeit und Gleichheit, während Liebe darauf großzügig verzichten kann. In der Partnerschaft können Gegenleistungen, Gegen-Gaben, eingeklagt werden, in der Liebe nicht. Partnerschaft ist ein rationales Tauschverhältnis, der Tausch soll gerecht sein, Äquivalente sollen getauscht werden. Ich kann nicht sagen: Ich liebe dich nur unter der Bedingung, dass du mich auch liebst. Aber ich kann sehr wohl sagen: Ich bügle die Hemden für dich nur, wenn du den Abwasch übernimmst. Jeder soll individuell zu seinem Recht kommen.

Das alles fördert weder Dauerhaftigkeit noch die Ausbildung von Verantwortlichkeiten. Die Verantwortung, die man übernimmt, ist sozusagen kalkuliert und wechselseitig: "tit for tat" (Wie du mir, so ich dir). Verantwortung ist ein Teil des partnerschaftlichen Vertrags.

¹⁰ Ausführlicher dazu Burkart, Günter: Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe, in: Kornelia Hahn/Günter Burkart (Hrsg.), Liebe am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, Opladen 1998, S.15-50; Koppetsch, Cornelia: Liebe und Partnerschaft. Gerechtigkeit in Paarbeziehungen, in: Kornelia Hahn/Günter Burkart (Hrsg.), Liebe am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, Opladen 1998, S.111-129.

9. Liebe und Partnerschaft als Problem beim Übergang zur Elternschaft

Wenn nun aus der Paarbeziehung eine Familie wird, was passiert dann mit der Liebe und der Partnerschaft? Zunächst könnte man ja vermuten: Liebe, wie skizziert, gilt sowieso nur für den Anfang. Wenn ein Kind kommt, endet die Liebe. Das scheint heute oft der Fall zu sein und erklärt einen erheblichen Teil der Scheidungsfälle.

Die Ablösung der Liebe durch Partnerschaft ist auch keine gute Lösung, weil man die Elternschaft eben nur schwer nach dem Modell des Partnerschaftsvertrags praktizieren kann. Das ist ein wesentlicher Grund dafür, warum in den meisten Beziehungen doch wieder die Frau die Hauptlast trägt.

Ein zusätzliches Problem ist, wenn die Partnerschaft auf das Kind übertragen wird. Diese Gefahr ist nicht nur bei Alleinerziehenden gegeben, für die das Kind häufig zum Partnerersatz wird. Auch Elternpaare neigen häufig dazu, eine liberale Erziehung mit Partnerschaft zum Kind zu verwechseln.

10. Spannungen von Paarbeziehung und Elternschaft

Wir müssten eine Konzeption von Liebe entwickeln, die das Auseinanderfallen in a) individualisiert-romantische Liebe der Erwachsenen und b) Eltern-Kind-Liebe verhindert. Das ist heute nicht leicht, denn die vorhin besprochene Entkopplung von Paarbeziehung und Eltern-Kind-Beziehung fördert geradezu eine Konkurrenz zwischen diesen beiden Formen der Liebe.

Die Familie verliert nicht einfach an Bedeutung, sondern: Die beiden Kernelemente des Familiensystems – Eltern-Kind-Beziehung und Paarbeziehung – werden jeweils für sich gestärkt, gleichzeitig lockert sich aber ihr Zusammenhang und sie werden von anderen Elementen wie Zusammenleben, Stabilität, usw., abgekoppelt. Das Familiensystem zerfällt in zwei "postmoderne" Beziehungsformen: das kinderlose Paar – die partnerlose Elternschaft.

Die Liebe des Paares und die Liebe zum Kind geraten in Widerspruch. Die Ansprüche an beide steigen – damit werden sie zunehmend unvereinbar und geraten in Konkurrenz zueinander. Vielleicht sind die Ansprüche sowohl an die Paarbeziehung als auch an die Eltern-Kind-Beziehung einfach zu hoch geworden. Das Kind soll gleichzeitig gut versorgt werden, verantwortungsvoll zu einem guten Menschen erzogen, bedingungslos geliebt werden und auch noch ein guter Partner sein.

Und in der Paarbeziehung will man geliebt und verstanden werden; man will offen miteinander umgehen, über alles aufrichtig sein und sich dennoch nicht verletzen; man möchte intensiven Anteil am Gefühlsleben des Partners haben und dennoch sein eigenes Leben führen; man will sexuelle Freiheit und Treue – diese Doppelmoral, die man früher bei den Männern bekämpft hat, haben sich nun auch die Frauen erkämpft. Partnerschaftlichkeit ist ein nahezu unmögliches Ideal.

Wahrscheinlich muss man an diesem überhöhten Ansprüchen an die Liebe, die Partnerschaft und die Elternschaft ansetzen, wenn man etwas ändern will. Wie das allerdings praktisch gehen soll, ist schwer zu sagen. Als Soziologe bin ich sogar äußerst skeptisch, ob dies überhaupt gelingen kann. Man kann Liebes- oder Partnerschafts-Ideale genauso wenig verordnen wie eine "Leitkultur" – so etwas entwickelt sich von selbst oder eben nicht.

Weiterführende Literatur

Burkart, Günter: Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien, Stuttgart 1994.

Hahn, Kornelia/Burkart, Günter (Hrsg.): Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe, Studien zur Soziologie intimer Beziehungen II, Opladen 2000.

Ursula Kodjoe

Was braucht ein Kind in Anbetracht der Vielfalt heutiger Familienformen?

Bei der Vorbereitung habe ich Menschen aus meinem Umfeld zu ihrer Kindheit befragt. Einige der Antworten möchte ich festhalten:

- "Vor Deiner Kindheit kannst Du nicht entfliehen, sie holt dich immer wieder ein."
- "Ich war nie ein Kind, es war Krieg."
- "Ich habe meine ganze Kindheit lang versucht, meinen Eltern zu gefallen."
- "Ich wollte nie älter werden als 10, ich wollte immer klein bleiben und spielen."
- "Meine glückliche Kindheit hat mich alles ertragen lassen, was danach kam, sie hat mich durch mein Leben getragen."

Die Vielschichtigkeit der Kindheit wurde mir klar bei der Beantwortung sehr einfacher Fragen:

1. Wo findet Kindheit statt?

Überall wo Kinder sind: in großen oder kleinen Stadtwohnungen, in Dörfern, in Bauernhäusern, in Sozialwohnungen, in Kindergärten und Schulen, in Jugendhäusern und in Vereinen, in Kinderheimen, in Asylantenheimen, in Krankenhäusern, (möglicherweise demnächst) in Strafanstalten, auf der Straße und auf Plätzen, auf dem Bahnhof, im Drogencafé und auf dem Babystrich.

2. Welche Arten von Kindern gibt es?

- eigene Kinder, Stiefkinder, Adoptivkinder, Pflegekinder, Waisenkinder, Heimkinder, Straßenkinder, Flüchtlingskinder, Kriegs- und Nachkriegskinder, Kindersoldaten, Bandenkinder, Bettelkinder;
- hoch begabte Kinder, nicht bildungsfähige Kinder, auffällige Kinder, straffällige Kinder, behinderte Kinder, chronisch kranke Kinder, angepasste und unangepasste Kinder.

3. Was braucht ein Kind?

3.1 Ein Zuhause

Ein Kind braucht zu seinem Glück eine Tür mit einer Klingel, an der sein Name steht. Eine Tür, die ihm immer aufgemacht wird und in der jemand auf es wartet und es in den Arm nimmt. Es braucht genug zu essen, ein Bett zum Schlafen und jemanden, der es zudeckt. Jemanden, der es liebt, der es kennt, der es wahrnimmt, es ansieht und wirklich sieht, es hört und ihm auch zuhört, es berührt, jemand der fühlt und wissen will, was es braucht. Für den es wichtig ist. Der es annimmt so wie es ist. Für den es einzigartig ist.

3.2 Eltern

Einen Vater und eine Mutter, die ihm dieses Zuhause schaffen und die es ihm erhalten können. Die verfügbar sind, real und emotional. Eltern, zu denen das Kind eine sichere Bindung und eine Beziehung entwickeln kann, die seine Signale erkennen und auf seine Bedürfnisse alters- und entwicklungsangemessen reagieren können. Die mit ihm interagieren und die es fördern, ohne es zu überfordern. Die Zeit haben und da sind, wenn das Kind sie braucht. Die es in Ruhe wachsen lassen und ihm seinen eigenen Raum geben können. Die mit ihm spielen und lernen. Die mit ihm gemeinsam die Welt erkunden. Die dazu persönlich, familiär, sozial und ökonomisch in der Lage sind. Die leben können mit einem Minimum an existenzieller Sicherheit. Sicherheit, den Arbeitsplatz nicht zu verlieren, die Wohnung nicht zu verlieren, die zu ihrer Unterstützung den anderen Elternteil, Partner, Verwandte und Freunde an ihrer Seite haben.

Eltern, die durch ihre eigene Lebensgestaltung den Kindern Liebe und Freundschaft, Lebensfreude, Lebendigkeit und Offenheit als tragfähige Basis vorleben.

4. Was will ein Kind?

- Sich zugehörig, sicher und geborgen fühlen, sich in seiner Kleinheit und Abhängigkeit respektiert fühlen, ernst genommen werden – so dass es seine Selbstständigkeit ohne Angst erproben und ausweiten kann. Dass es seine Welt mutig erkunden und immer wieder zur elterlichen Basis zurückflüchten kann, ohne dort festgehalten zu werden.
- Wichtig sein, eine Rolle haben, eine Funktion haben, für die Eltern etwas tun: Teil der Familie sein, Verantwortung für das Familienleben mittragen, Pflichten übernehmen, Anerkennung bekommen und Selbstbewusstsein entwickeln.
- Sich entwickeln können in seinem eigenen Rhythmus: langsam sein dürfen, Gefühle ausdrücken dürfen, weinen und getröstet werden, sich ärgern dürfen und verstanden werden, sich innerhalb klarer Grenzen frei bewegen und entfalten dürfen.
- Die selbst erfahrene Liebe unbewusst und selbstverständlich übernehmen und verinnerlichen können als eine Haltung zum Leben und zu allem Lebendigen.

Noch nie haben Kinder so viel Wertschätzung erfahren wie gegen Ende des "Jahrhunderts des Kindes", weder in Medien, noch in Politikerreden. Während die Menschheitsgeschichte geprägt war von Kindern, die genommen wurden, wie sie eben kamen, wurde dank des medizinischen Fortschritts das geplante Wunschkind ermöglicht, das sich in Richtung auf das "Designer-Kind" zubewegt, das Kind ohne jeden Makel, das sich extremen Elternerwartungen ausgesetzt sehen dürfte. Nach aller Forschungsevidenz ist die elterliche Motivation des Kinderwunsches in hohem Maße ausschlaggebend für das zukünftige Kinderglück: Kinder, die pränatal oder durch ihre Existenz den Auftrag zur Sinnstiftung, zur Beziehungstiftung oder zum Erhalt der elterlichen Beziehung erfüllen sollen, sind naturgemäß überfordert und für die Eltern eine Enttäuschung. Die Hauptaufgabe heutiger Wunsch Kinder besteht in der Sinnstiftung. Einerseits ist es ein Vorteil, dass der Wunsch nach ihm am Anfang seines Daseins stand, andererseits macht die seit einigen Jahren verschärfte Entwicklung zur Ego-Gesellschaft aus so manchem Neugeborenen eine Erweiterung seiner Erzeuger. Fortan schlägt sein Wohl und Wehe auf den Selbstwert der Eltern durch: Kompetente Kinder werden erwartet, die die Kompetenz der Eltern bestätigen.

Das Ideal liberaler, frühzeitig selbstbestimmter Erziehung hat eine fatale Schattenseite: das Unbehagen, Kindern klare Grenzen zu setzen, mit der Folge, dass sie einerseits orientierungslos sind, ihnen andererseits auch die Erfahrung von Grenzverletzungen verwehrt wird. Solche Über-

schreitungen und die Konsequenzen sind wichtige Erfahrungen auf dem Weg zur Autonomie eines Kindes. Als besonders schädlich erweist sich der Stil der inkonsistenten *laisser-faire* Erziehung: Was heute erlaubt ist, wird morgen bestraft und übermorgen ignoriert. Die Kinder sehen keinen Zusammenhang mehr zwischen ihrem Verhalten und elterlichen Reaktionen. Sie sind zutiefst verwirrt und verlieren jede Orientierung, sie werden depressiv-zurückgezogen oder sie reagieren mit aggressiv-regelverletzendem Verhalten. Mangelnde Fähigkeit zur Anpassung bis zur Wohlstandsverwahrlosung sind Folgen dieses Erziehungsstils.

Das klingt dann aus dem Mund einer 13-jährigen, die auf das Flachdach des elterlichen Bungalows geklettert ist, so: "wenn ihr mir nicht 400 Mark für die Kirmes gebt, dann spring ich runter".

Bei aller Verunsicherung haben sich Eltern nie so viele Gedanken über die Erziehung und die Zukunft ihrer Kinder gemacht wie heute. Sie lassen ihnen jede erdenkliche Unterstützung zukommen, sie fühlen sich in ihre Bedürfnisse ein und versuchen, sie zu befriedigen. Kindgemäße Erziehung bedeutet gleichzeitig den elterlichen Kraftakt, sich auf vielen Ebenen gegen den Zeitgeist zu stellen, Grenzen zu setzen gegen die Überflutung der Kinder durch die Medien, gegen den Konsumzwang und den damit verbundenen Druck, und ihre Kinder stark zu machen gegen die Verführungen, die damit einhergehen, Kindern die nötige Freiheit, den nötigen unbewachten Raum zu lassen und sie dennoch vor den ständig vorhandenen Gefahren durch den Straßenverkehr, durch Aggressionen Gleichaltriger und durch Missbrauch Erwachsener zu schützen.

5. Trennungskinder – Stiefkinder – Patchworkkinder

Neue Familienformen haben sich gebildet: Von einer Zunahme der Einelternfamilien bis zu Großfamilien zur Vorbeugung und zum Schutz vor Vereinzelung in der zweiten/dritten Scheidungsgeneration. Vertikal sind es Großmütter, allein erziehende Mütter und ihre Kinder, horizontal Mehrelternfamilien und Patchworkfamilien, die sich ausweiten : zweite, dritte und vierte Ehe mit Kindern von allen Partnern und gemeinsamen Kindern. Es gibt "Wanderbewegungen" von Kindern zu ihren Eltern, Stiefeltern und Großeltern.

In allen diesen Familienformen sehen sich leibliche Eltern sowie soziale Eltern vor eine Aufgabe gestellt: die Reorganisation von Trennungs- und Scheidungsbeziehungen unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der betroffenen Kinder. Das bedeutet: die Aufrechterhaltung der gelebten, gewachsenen Beziehungen zu den Eltern, die Sicherheit, in ihrer Fürsorge und mit ihrer Zuwendung aufwachsen zu können und keinen von ihnen zu verlieren.

Es gibt derzeit zwei Arten von Kindern: solche, deren Eltern geschieden sind und solche, die Angst davor haben, dass ihre Eltern sich (wieder) scheiden lassen.

Diese Angst ist bei einer derzeitigen Scheidungsrate von über 30% nur allzu berechtigt. Denn die Tendenz ist steigend. Das Stadtgebiet von Wien ist mittlerweile bei einer Scheidungsrate von 80% angekommen.

Kinder haben optimale Entwicklungsbedingungen, wenn sie der Liebe, Zuwendung und Fürsorge beider Eltern sicher sein können. Ihre intellektuelle, soziale und moralische Entwicklung wird nachhaltig beeinflusst durch die Förderung, die sie von beiden Eltern erfahren. Fehlt ein Elternteil, so fehlt dem Kind in der Regel die Hälfte seiner Identität. Wird dieser Elternteil auch noch vom anderen abgewertet, erleidet es erhebliche Einbußen in seinem Selbstwertgefühl. Tren-

nungskinder müssen deshalb von beiden Eltern immer wieder gesagt bekommen, dass sie keinen von ihnen verlieren, obwohl die Eltern beschlossen haben, nicht mehr zusammen zu wohnen. Neu hinzukommende Partner der Eltern, zu denen das Kind eine tragfähige Beziehung aufbauen kann, sind ebenso wie seine Beziehung zu anderen Erwachsenen eine Bereicherung und Erweiterung seines sozialen Netzwerkes, das ihm Zuwendung, Förderung und Unterstützung bieten kann. Sie können kein Ersatz sein für einen leiblichen Elternteil, zu dem das Kind eine enge Bindung aufgebaut und eine liebevolle Beziehung entwickelt hatte.

Trennung und Scheidung sind nach dem Tod eines nahen Angehörigen für die betroffenen Männer, Frauen und Kinder über Jahre hinweg das Lebensereignis, das ihre Welt am nachhaltigsten erschüttert. Ihre Bewältigung stellt hohe Anforderungen an die Betroffenen, die meistens nicht darauf vorbereitet sind, dass aus der "Problemlösung Scheidung" völlig neue, unerwartete Probleme entstehen.

Die innere und äußere Loslösung ist in allen Lebensbereichen zu bewältigen: von emotionaler, seelischer, geistiger, körperlicher, familiärer, weltanschaulicher, freundschaftlicher, gesellschaftlicher, ökonomischer, finanzieller Verbindung an den Ehe- oder Lebenspartner. Dazu kommt die Verarbeitung der tiefen Trauer über das Zerbrechen der Beziehung, der beklemmenden Verlust- und Verlassenheitsängste, der enttäuschten Hoffnungen und unerfüllten Erwartungen, die eine Trennung begleiten. Mit allen Gefühlen von Hilflosigkeit, Ohnmacht, Ärger, Wut, Zorn und Rache. Die Gefühle der Erwachsenen unterscheiden sich nicht sehr von den Gefühlen der Kinder, auch sie empfinden Ohnmacht, Traurigkeit, Verzweiflung, Verlust- und Verlassenheitsängste, auch sie sind zornig und wütend auf die Eltern, die ihnen den Boden unter den Füßen wegziehen. Sie brauchen von beiden Eltern die Erlaubnis, diese Gefühle auszudrücken.

Kinder mitten im Konflikt als Zeugen verbaler, psychischer und physischer Angriffe der Eltern entwickeln Bewältigungs-Strategien, die sich auch auf ihre späteren Beziehungen auswirken können.

6. Hauptanliegen von Kindern zwischen streitenden Eltern

- Wo bin ich sicher? Wer von den Eltern ist sicher, wer ist unsicher, gefährlich? Wem kann ich trauen?
- Was ist wahr, was ist nicht wahr von dem, was sie sich an den Kopf werfen?
- Wer ist verantwortlich für den Streit? Wer hat angefangen? Wer ist der Gute, wer der Böse?
- Bin ich wie der Gute oder bin ich auch so wie der Böse?

Das Ergebnis dieser Zerrissenheit im elterlichen Kampfgetümmel ist Angst, wenn sie Zeuge fortdauernder körperlicher Gewalt zwischen den Eltern werden, sogar Todesangst.

Diese Kinder entwickeln bestimmte Einstellungen und Verhaltensweisen:

- hypervorsichtiges Verhalten gegenüber den Eltern und anderen Erwachsenen,
- Misstrauen gegen Menschen und die Welt,
- Vermeiden von Spontaneität,
- Verlust von Ausdruckskraft und Echtheit zu Gunsten von kontrolliertem, kalkuliertem Ausdruck.

Die Kinder sprechen aus Loyalität mit den Eltern mit anderen Erwachsenen kaum über ihre Not. Sie schweigen aus Angst davor, was passieren könnte, wenn die Eltern ihren "Verrat" erfahren, sie schweigen aber auch aus tiefer Scham und helfen so mit, das Familiengeheimnis zu wahren.

Aus Angst, aufgegeben, verlassen oder zerstört zu werden, kümmern sie sich mehr um die Eltern als um sich selbst und ihre eigenen Bedürfnisse. Sie kümmern sich um das körperliche und seelische Wohl des schwächer scheinenden Elternteils und sie tun alles, um den aggressiven Elternteil zu besänftigen. Dadurch erhalten sie ein Gefühl von Kontrolle über ihre Lebenssituation zurück.

Die Kinder fühlen sich für die häusliche Atmosphäre verantwortlich:

Jüngere Kinder glauben, sie und ihr Fehlverhalten seien die Ursache der Streitigkeiten: Verlust von Selbstwert, Entstehung von Schuldgefühlen, kindlicher Depression, Ausagieren durch Aggression, Destruktivität.

Ältere Kinder glauben, der Streit findet statt, weil es sie überhaupt gibt: Entstehung von Suizidgedanken, "Wenn ich nicht mehr da wäre, dann würden sie nicht mehr streiten".

Traumatisierende Szenen werden nun innerpsychisch in Muster organisiert, bei Kleinkindern in Bildern. Diese steuern die Erwartungen, die diese Kinder in menschliche Beziehungen und in familiäre Interaktionen haben: man muss übervorsichtig sein, misstrauisch und auf das Schlimmste gefasst.

Im eigenen Leben spulen unbewusste Auslöser dann das eigene, eingeschränkte Verhaltens- und Reaktionsrepertoire ab. Wenn das elterliche Modell "gegriffen" hat, ist die eigene Bereitschaft hoch, Konflikte selbst gewalttätig zu lösen oder die Gewalttätigkeit des Partners zu akzeptieren.

Die Trennung des früheren Ehe- und Liebespaares ließe sich nun naturgemäß am besten und am schonendsten vollziehen, wenn der eine nichts mehr mit dem anderen zu tun haben, ihn nie wieder sehen müsste. Dieses Bedürfnis ist übergroß und oft noch nach vielen Jahren zu spüren. Nun sind aber da die gemeinsamen Kinder.

Deren Bedürfnisse sind den elterlichen diametral entgegengesetzt: sie wollen keinen Elternteil verlieren und ihre Beziehung zu beiden weiterhin leben können. Und sie wollen (und sollten) nicht im Elternkonflikt zerrieben werden.

Eine Scheidung eines Elternteils von den Kindern ist nicht möglich, ebenso wenig eine "Elternscheidung". Eltern bleiben die Eltern ihrer gemeinsamen Kinder ein Leben lang und die Großeltern ihrer (wenn auch noch ungeborenen) Enkelkinder.

Der Neuregelung des KindRG zu Eltern-Eltern und Eltern-Kind-Beziehungen liegt das Recht des Kindes auf beide Eltern zu Grunde. Das Grundkonzept basiert auf nationalen und internationalen Erkenntnissen aus der Familienforschung, der Sozial- und Entwicklungspsychologie, der Scheidungsforschung mit den erhobenen Langzeitfolgen, der Väterforschung, der Psychosomatik- und der Stressforschung:

- Für optimale Entwicklungsbedingungen braucht ein Kind die Liebe, Zuwendung, Fürsorge und Förderung durch beide Eltern, auch – und gerade – nach deren Trennung als Ehe- und Lebenspartner.

- Es ist im besten Interesse der Kinder, wenn sich die Eltern auch nach der Trennung einvernehmlich um die Angelegenheiten der Kinder kümmern.

Eine Aufgabe der Humanwissenschaftler ist es, die Vertreter der Rechtswissenschaft bei ihrer gesetzlichen Aufgabe mit ihrem Fachwissen zu unterstützen. Das neue KindRG stützt sich hauptsächlich auf Ergebnisse der Familienforschung, der Sozial- und Entwicklungspsychologie. Im Mittelpunkt der Erkenntnissuche steht das Kind mit seinem Bedürfnis nach Bindung, Zugehörigkeit und Geborgenheit und seinem Bedürfnis nach Ablösung, Selbstständigkeit und Autonomie. Die Befriedigung dieser komplementären Bedürfnisse, umfassende Fürsorge und die Vermittlung der kulturspezifischen Regeln für das Zusammenleben sind die Basis der elterlichen Erziehungsaufgabe. Diese können sie leisten auf Grund der Liebesbeziehung, die sie zu ihren Kindern und die ihre Kinder zu ihnen eingehen. Entwicklungsfördernde wie -hemmende Faktoren aus der erweiterten Lebenswelt der Familie bestimmen mit, ob ein Kind die optimalen Chancen erhält, zu einem selbstsicheren, verantwortungsvollen, lebensbejahenden Mitglied unserer Gesellschaft zu werden.

Dafür bietet die gemeinsame elterliche Sorge und die weiter gehende Elternverantwortung den geeigneten Rahmen: beide Eltern sind weiterhin für die Kinder verantwortlich, wichtige Entscheidungen werden gemeinsam getroffen, die Entscheidungen des Alltags trifft jeweils der Elternteil alleine, bei dem sich das Kind aufhält.

Je nach der Stärke des Konflikts und des Streitpotenzials des Paares vor und nach der Trennung wurden die Bedürfnisse der Kinder nach einer engen Beziehung zu beiden Eltern häufig ignoriert und dem Bedürfnis eines Elternteils nach Distanz vom anderen untergeordnet bzw. geopfert.

Dieser Ausschluss eines Elternteils aus der Elternverantwortung durch seinen Ausschluss vom Umgang wurde durch den Paradigmenwechsel von der Elternperspektive zur Kinderperspektive zumindest erheblich erschwert, wenn auch noch nicht völlig verunmöglicht:

Das Umgangsrecht ist nach den Regelungen des KindRG primär als Recht des Kindes ausgestaltet und folgerichtig nicht nur als Recht der Eltern, sondern als Elternpflicht (§1684 Abs.1 BGB). Die dem Kindesrecht entsprechende elterliche Umgangspflicht soll beide Eltern darauf hinweisen, dass die gelebte Beziehung zu ihrem Kind die beste Basis darstellt für dessen Wohlergehen und für dessen Entwicklung.

Nun ist die Formulierung von Gesetzen eine Sache, deren Umsetzung jedoch eine ganz andere. Zumal, wenn die Inhalte psychologischer Natur sind und die Grundfesten jeder Persönlichkeit berühren und tief erschüttern. Durch die Trennung wird ein ganzes Familiensystem verändert, es bilden sich Koalitionen mit der eigenen Ursprungsfamilie gegen die Schwieger-Ursprungsfamilie oder Koalitionen mit dem Schwiegerkind gegen das eigene Kind und dessen neuen Partner, der "die Familie zerstört" hat, Freunde und Bekannte formieren sich zum "griechischen Chor" und stehen hinter dem Verlassenen, um dessen Unschuld und Leiden zu beschwören. Die Kinder sind längst aus dem Blickfeld geraten.

Der Prozesscharakter und die Psychodynamik des Geschehens entziehen sich weitgehend juristischen Verfahrensweisen.

Um zu verstehen und zu verarbeiten, was mit ihnen selbst und was mit und in ihren Kindern geschieht, brauchen Eltern jede erdenkliche Hilfe und Unterstützung. Die Arbeit mit Trennungseltern und die Arbeit mit Kindern in Scheidungsgruppen kann die Leidenszeit für alle abmildern

und abkürzen. Die Spätfolgen von Kindern, die eine hochstrittige Elterntrennung durchleben mussten, sind gravierend und dauern nicht selten ein Leben lang an: Einbußen in der Persönlichkeitsentwicklung, Leistungseinbußen bis -verweigerung, psychosomatische Störungen, eine depressive Grundstimmung oder eine aggressive Gewaltbereitschaft, Beziehungsstörungen, die reichen von der Beziehungsverweigerung bis zur wahllosen Aufnahme nur oberflächlicher Beziehungen – alle Symptome gehen einher mit einem dramatischen Verlust des Selbstwertes.

Umgangsstörungen und -verhinderungen haben sehr viel mit der persönlichen Geschichte des Vaters/der Mutter zu tun, auch mit der Geschichte ihrer Herkunftsfamilie. Sie haben mit der Ehe- und Beziehungsgeschichte des Paares zu tun, mit nicht erfüllten – oft übersteigerten, nicht erfüllbaren Erwartungen und enttäuschten Hoffnungen. Sie sind jedoch den elementaren Bedürfnissen der Kinder diametral entgegengesetzt.

Die Bedeutung des Vaters für die intellektuelle, soziale und moralische Entwicklung der Kinder ist Forschungsevidenz. Kleinkinder brauchen beide Eltern zur Entwicklung zweier Bindungs- und Beziehungsobjekte. Bereits ab dem 2. Lebensmonat unterscheiden Kinder Vater und Mutter und treten zu ihnen in unterschiedliche Beziehungen, die sich gegenseitig ergänzen und bereichern. Die Dreiecksbeziehung Vater-Mutter-Kind ist die ursprünglichste aller Beziehungsformen und verhindert das Verharren des Kindes in der Abhängigkeit der Zweierbeziehung Mutter-Kind.

Das Hin- und Herpendeln zwischen Vater und Mutter eröffnet dem Kind die männliche und die weibliche Erlebniswelt und fördert seine körperliche, seine intellektuelle und seine soziale Entwicklung. Der Umgang eines Kleinkindes mit dem außerhalb lebenden Elternteil erfordert von den Eltern Einsicht in die Wichtigkeit des ehemaligen Partners und den Willen, die Beziehung zuzulassen und kindgerecht zu gestalten.

7. Fünf Faktoren erleichtern Kindern die Bewältigung der Elterntrennung und ihre Anpassung an das Geschehen vor, während und in der Zeit nach der # Scheidung

7.1 Ausreichend Kontaktmöglichkeiten mit beiden Eltern

- damit die Kinder ihre Beziehung zu beiden weiterhin leben können;
- das Gefühl, vom betreuenden Elternteil nicht gehindert und vom anderen Elternteil nicht aufgegeben zu werden: Verlassenheits- Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle erkennen;
- Verunsicherung auflösen durch emotionale Sicherheit: "Meine Eltern haben sich nicht *von mir* getrennt";
- realistische Bilder beider Eltern erhalten: keine Idealisierungen und keine Abwertungen.

7.2 Eine kooperative, konfliktarme Zusammenarbeit der Eltern

- Überwinden der Sprachlosigkeit: Wiederherstellen der direkten Kommunikation über Fragen, die die Kinder betreffen;
- Eingehen auf die Probleme der Kinder, Unterstützung bei der Bewältigung der Lebensveränderungen;
- Modellcharakter des eigenen Verhaltens auf die Kinder beachten: Eigene Reaktionen verstärken die Reaktionen der Kinder, emotionales Klima "steckt an" (Trauer, Ängste, Wut).

7.3 Demokratischer Erziehungsstil beider Eltern

- Erziehungsfähigkeit wiederherstellen, die in der Zeit emotionaler Turbulenz herabgesetzt war,
- Kinder in ihr Kinderleben zurückführen,
- liebevolles, verständnisvolles Eingehen auf die Kinder,
- reale und emotionale Verfügbarkeit der Eltern,
- klare Grenzen setzen und Regeln aufstellen,
- altersgemäße Forderungen und Aufgaben stellen.

7.4 Minimale Veränderungen in der Lebenswelt der Kinder

- Umgebungskontinuität, Freunde, Zugehörigkeiten erhalten,
- Umzüge in weit entfernte Wohnorte überdenken,
- Kindergarten- und Schulwechsel vermeiden.

7.5 Verlässliches soziales Beziehungsnetz für Eltern und Kinder

- Großeltern, Verwandte beider Eltern,
- Freunde der Kinder, Freunde der Eltern,
- Gemeinschaften, Vereine.

Intakte, lebendige Eltern-Kind-Beziehungen sind nur ein Faktor in der Betrachtung der generellen Lebenszufriedenheit von Vätern, Müttern und ihren Kindern. Dieser Faktor wirkt jedoch in alle anderen Lebensbereiche hinein und beeinflusst die Qualität, die gesamte Gestaltung und den Verlauf der individuellen Biografie tief greifend.

Kurt Hahlweg/Yvonne Miller

Prävention von emotionalen Störungen und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern

1. Problemlage

Das Thema Prävention von kindlichen Verhaltensstörungen hat in den letzten Jahren nicht nur in der klinisch-psychologischen und pädagogischen Forschung an Bedeutung gewonnen, sondern auch in der Öffentlichkeit, und zwar im Zusammenhang mit dem vermuteten Anstieg von Gewalt in Kindergärten und Schulen und den zunehmenden Delinquenzraten bei Jugendlichen. Epidemiologische Studien zeigen, dass circa 20% aller Kinder und Jugendlichen klinisch bedeutsame Verhaltensauffälligkeiten wie Ängste, Depressionen und vor allem aggressives Verhalten, oppositionelles Trotzverhalten und hyperkinetische Auffälligkeiten aufweisen. Dabei handelt es sich oft um schwierige, chronische und bezüglich ihrer Behandlung kostenintensive Verhaltens- und emotionale Störungen, die auch mit deutlichen gesundheitlichen Beeinträchtigungen einhergehen. Diese Kinder sind stärker als andere gefährdet, Misshandlung und Missbrauch durch Eltern und Geschwister oder Lernschwierigkeiten in der Schule zu erleben. Als Jugendliche oder junge Erwachsene ist das Risiko von Arbeitslosigkeit, erhöhtem Alkoholkonsum, Verkehrsunfällen (Trunkenheit am Steuer), Selbstmord oder Tod durch äußere Gewalteinwirkung deutlich erhöht.

Trotz der hohen Rate von kindlichen Verhaltensstörungen suchen nur circa 10% der betroffenen Eltern professionelle Hilfe in Erziehungsberatungsstellen oder bei Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten, so dass eine Reduktion der Prävalenzrate durch therapeutische Interventionen kaum möglich erscheint. Dazu kommt, dass in der klinischen Praxis effektive Therapieansätze selten angewendet werden, sondern meist Verfahren mit eher geringer Wirksamkeit.

Eine Alternative zur Senkung der Auftretenshäufigkeit psychischer Störungen könnte in der breitflächigen Einführung universeller präventiver Maßnahmen liegen, insbesondere von Trainings zur Unterstützung positiven elterlichen Erziehungsverhaltens sowie in der gezielten Anwendung indizierter präventiver Interventionen bei Kindern, die bereits Auffälligkeiten zeigen. Wenn Eltern in ihren erzieherischen und familiären Aufgaben Unterstützung erfahren, könnten die Chancen auf ein besseres und gesünderes Leben für die Kinder steigen. Präventive, elternzentrierte Maßnahmen sollten dabei so früh wie möglich im Kleinkind- oder Vorschulalter zum Einsatz kommen.

In Australien wurde von der Arbeitsgruppe um Sanders¹ ein mehrstufiges präventives Programm zu positiver Erziehung entwickelt. Triple P (Positive Parenting Program) bietet Eltern praktische Hilfen und Unterstützung bei der Kindererziehung. Ziel ist es, dem häufig entstehenden Teufelskreis von Verhaltensproblemen der Kinder, Erziehungsinkompetenz, Hilflosigkeit und weiteren Familienproblemen vorzubeugen bzw. sie zu durchbrechen. Hierzu liegen auch im deutschen Sprachraum erste praktische Erfahrungen vor.

¹ Sanders, M. R.: Verhaltenstherapeutische Familientherapie: eine "Public-Health" Perspektive, in: K. Hahlweg/D.H. Baucom/R. Bastine/H.J. Markman (Hrsg.), Prävention von Trennung und Scheidung – internationale Ansätze zur Prädiktion und Prävention von Beziehungsstörungen, Stuttgart 1998, S.273-288.

2. Epidemiologie psychischer Störungen im Kindes- und Jugendalter

Die Prävalenzraten für psychische Störungen bei Kindern und Jugendlichen liegen in der Bevölkerung nach verschiedenen Literaturübersichten zwischen 17% und 27%.² In Studien, die nach 1985 publiziert wurden, variieren die Prävalenzraten von Störungen des Sozialverhaltens (u.a. oppositionelles Verhalten, aggressives Verhalten) zwischen 6% und 12%; ähnlich häufig sind Angststörungen (Trennungsängste, Phobien und soziale Ängste). Die Raten für hyperkinetische Störungen liegen zwischen 2% und 10%.³ Nach einer repräsentativen deutschen Studie⁴ treten ausgeprägte Formen aggressiven Verhaltens nach Einschätzung der Eltern bei rund 6% aller Jungen und bei etwa 3% aller Mädchen auf.

Es gibt vergleichsweise wenige epidemiologische Studien an Kindern im Vorschulalter, obwohl die Periode von zwei bis sechs Jahren aus entwicklungspsychologischer und klinisch-psychologischer Sicht sehr bedeutsam ist. In dieser Zeit machen Kinder erhebliche Veränderungen durch. Es erfolgt ein Übergang von großer Abhängigkeit von den Eltern hin zu erhöhter Autonomie und eine rasche kognitive, sprachliche und soziale Entwicklung bis zum Schuleintritt. Damit verbunden ist auch das Risiko der Entwicklung von psychischen Störungen; die Prävalenzrate liegt bei circa 15%.⁵

In der Braunschweiger Kindergartenstudie wurde Einschätzungen von 852 Eltern und 821 Erzieherinnen über Kinder im Vorschulalter erhoben. Ziel der Studie war die Bestimmung der Prävalenz kindlicher Verhaltensprobleme bei Kindergartenkindern. Es wurde erstmals in einer gesamten Region die Rate emotionaler Störungen und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern von drei bis sechs Jahren sowohl durch die Einschätzung der Eltern⁶ als auch durch die Beurteilungen der Erzieherinnen⁷ ermittelt.

² Anderson, J./Werry, J.S.: Emotional and behavioral problems, in: I.B. Pless (Hrsg.), *The epidemiology of childhood disorders*, New York, Oxford 1994, S.304-338; Petermann, F./Döpfner, M./Lehmkuhl, G./Scheithauer, H.: Klassifikation und Epidemiologie psychischer Störungen, in: F. Petermann (Hrsg.), *Lehrbuch der klinischen Kinderpsychologie und -psychotherapie*, 4.Auflage, Göttingen 2000, S.29-56; Verhulst, F.C.: A review of community studies, in: F.C. Verhulst/H.M. Koot (Hrsg.), *The epidemiology of child and adolescent psychopathology*, Oxford 1995, S.146-177.

³ Anderson, J./Werry, J.S.: Emotional and behavioral problems, in: I.B. Pless (Hrsg.), *The epidemiology of childhood disorders*, New York, Oxford 1994, S.304-338.

⁴ Döpfner, M./Plück, J./Berner, W./Englert, E./Fegert, J.M./Huss, M./Lenz, K./Schmeck, K./Lehmkuhl, G./Lehmkuhl, U./Poustka, F.: Psychische Auffälligkeiten und psychosoziale Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen in den neuen und alten Bundesländern – Ergebnisse einer bundesweit repräsentativen Studie, *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 27/1998, S.9-19; Lehmkuhl, G./Döpfner, M./Plück, J./Berner, W./Fegert, J./Huss, M./Lenz, K./Schmeck, K./Lehmkuhl, U./Poustka, F.: Häufigkeit psychischer Auffälligkeiten und somatischer Beschwerden bei vier- bis zehnjährigen Kindern in Deutschland im Urteil der Eltern – ein Vergleich normorientierter und kriterienorientierter Modelle, *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie*, 26/1998, S.83-96.

⁵ Campbell, S.B.: Longitudinal studies of active and aggressive preschoolers: Individual differences in early behavior and outcome D. Cicchetti/S.L. Toth (Hrsg.), *Rochester Symposium on Developmental Psychopathology*, Vol. 2/1991, Internalizing and externalizing expressions of dysfunction, S.57- 90.

⁶ Arbeitsgruppe Deutsche Child Behavior Checklist, Elternfragebogen über das Verhalten von Kindern und Jugendlichen; deutsche Bearbeitung der Child Behavior Checklist (CBCL/4-18). Einführung und Anleitung zur Handauswertung, 2. Auflage mit deutschen Normen, Köln 1998, Arbeitsgruppe Kinder-, Jugend- und Familiendiagnostik.

⁷ Arbeitsgruppe Deutsche Child Behavior Checklist, Lehrerfragebogen über das Verhalten von Kindern und Jugendlichen; deutsche Bearbeitung der Teacher's Report Form der Child Behavior Checklist (TRF). Einfüh-

Fast die Hälfte der von den Eltern berichteten Verhaltensprobleme beschreiben oppositionelles und aufmerksamkeitsuchendes Verhalten. Weitere häufige und typische Verhaltensmuster zeigen sich in hyperaktivem Verhalten mit motorischer Unruhe, Impulsivität und Konzentrationsproblemen sowie Unsicherheiten in der sozialen Interaktion. Ca. 5% der Jungen weisen aggressives Verhalten und Aufmerksamkeitsprobleme in behandlungsbedürftiger Ausprägung auf. Auch bei Mädchen gehört aggressives Verhalten zu den häufigsten psychischen Störungen (3,4%), gefolgt von ängstlich/depressivem Verhalten in klinisch bedeutsamer Ausprägung (3,1%). Die Auftretenshäufigkeiten klinisch bedeutsamer Auffälligkeiten in den übergeordneten Skalen der CBCL liegen insgesamt zwischen 13 und 21%. Internalisierende Auffälligkeiten weisen mit 13 bzw. 14% die geringsten Raten auf. Bei den Jungen erreichen Externalisierende Auffälligkeiten und der CBCL-Gesamtwert mit 18% die höchste Rate, bei den Mädchen sind mit 21% die externalisierenden Auffälligkeiten am stärksten ausgeprägt. Insgesamt kann festgehalten werden, dass ca. 18% aller Kindergartenkinder unter behandlungsbedürftigen emotionalen und Verhaltensstörungen leiden.

3. Prävention psychischer Störungen im Kindesalter

Nach einem Vorschlag des "Commitée on Prevention of Mental Disorders" des Nationalen Instituts für Medizin der USA können präventive Interventionen in drei Kategorien eingeteilt werden.⁸ Universelle präventive Intervention wird auf eine gesamte Bevölkerungsgruppe angewendet, unabhängig von eventuell vorhandenen Risikofaktoren. Dagegen wird selektive präventive Intervention gezielt auf Individuen oder Bevölkerungsgruppen angewendet, die auf Grund verschiedener Faktoren im Vergleich zum Durchschnitt der Bevölkerung ein erhöhtes Risiko für die Entwicklung von Störungen haben oder schon erste Symptome aufweisen. Indizierte präventive Interventionen zielen auf Personen, die Symptome einer Störung haben, aber noch nicht die Kriterien für eine Diagnose erfüllen. Diese Personengruppe hat das höchste Risiko, das Vollbild der Störung zu entwickeln. Ziel all dieser Interventionen ist es, die Anzahl neuer Fälle mit voll ausgeprägtem Störungsbild zu vermindern.

Im Kinder- und Jugendbereich wurden verschiedene universelle Präventionsprogramme entwickelt und evaluiert, die entweder unspezifische (Verbesserung der seelischen Gesundheit) oder spezifische Ziele hatten (Prävention von externalen Störungen, Depression, Alkohol- und Drogenabhängigkeit, Rauchen). Programme zur selektiven Prävention gibt es z.B. für sozial und ökonomisch benachteiligte, traumatisierte oder von Scheidung betroffene Kinder. Zur Beurteilung der Effektivität liegen wenige kontrollierte Studien vor. Je nach Zielgruppe sind die Ergebnisse unterschiedlich; insgesamt ist die Datenbasis sehr schmal.⁹ Auch für bereits auffällig gewordene aggressive Kinder wurden im Sinne von indizierter Prävention Programme entwickelt, um deren Risiko zu reduzieren, delinquentes Verhalten zu entwickeln.¹⁰ Die Befunde waren enttäuschend, da sich bei den Jugendlichen im Alter von 15 Jahren keine Unterschiede zu der

rung und Anleitung zur Handauswertung, bearbeitet von M. Döpfner/P. Melchers, Köln 1993, Arbeitsgruppe Kinder-, Jugend- und Familiendiagnostik (KJFD).

⁸ Muñoz, R.F./Mrazek, P.J./Haggerty, R.J.: Institute of Medicine report on prevention of mental disorders. *American Psychologist*, 51/1996, S.1116-1122.

⁹ Spence, S.: Preventive interventions, in: T. Ollendick (Hrsg.), *Comprehensive Clinical Psychology*, Vol.5, Children & adolescents: Clinical formulation and treatment, Amsterdam, New York 1998.

¹⁰ Tremblay, R.E./Pagani-Kurtz, L./Vitaro, F./Masse, L.C./Pihl, R.O.: A bimodal preventive intervention for disruptive kindergarten boys: 1st impact through mid-adolescents. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 63/1995, S.560-568.

Kontrollgruppe zeigten. Insgesamt jedoch liegen im Bereich selektiver und indizierter Prävention mehrere Programme vor, die sich als wirkungsvoll erwiesen haben.

In Anbetracht der bestehenden Problemlage, des Wissens um Entwicklung und Verlauf psychischer Probleme in Familien und der geringen Bereitschaft der Betroffenen, die bestehenden Beratungs- und Behandlungsmöglichkeiten wahrzunehmen, scheint die Entwicklung und Verbreitung von präventiven Ansätzen ein viel versprechender Weg. Universelle Präventionsprogramme für Kinder im Vorschulalter wurden bisher nur sporadisch untersucht, dabei zeigten sich Elterntrainings als effektiv.

4. Anforderung an universelle Präventionsprogramme

Ein präventiv wirkendes, universell einsetzbares Erziehungskonzept, das Eltern leicht zugängliche, qualitativ gute Informationen und Ratgeber anbietet, sollte folgenden Kriterien¹¹ genügen.

4.1 Wirksamkeit

Eine effektive, präventive Strategie sollte die Auftretenshäufigkeit von kindlichen Verhaltensstörungen auf ein normales Maß reduzieren, die elterlichen Erziehungspraktiken verbessern und familiäre Risikofaktoren wie Depression, Ehekonflikte oder Alkoholmissbrauch verringern. Dabei sollte sie von Eltern eine hohe Akzeptanz und Zufriedenheit erfahren und eine Aufrechterhaltung der Behandlungserfolge Gewähr leisten. Bezüglich einer universellen Einsetzbarkeit ist der Kostenfaktor bedeutsam: Um möglichst viele Eltern zu erreichen, muss ein Präventionsprogramm kostengünstig und kosteneffektiv sein.

4.2 Wissenschaftliche Validität

Ein Erziehungskonzept sollte Eltern neueste wissenschaftlich belegte Informationen vermitteln und außerdem einer systematischen Evaluation unterzogen werden. Die Vorgehensweise sollte klar operationalisiert und die Ergebnisse sollten replizierbar sein.

4.3 Theoretische Einordnung

Ein effektives Erziehungskonzept muss die ihm zu Grunde liegenden Theorien deutlich machen, die darüber hinaus kohärent und empirisch valide sein sollten. Diese Theorien sollten die bekannten familiären Risikofaktoren einbeziehen und darauf abzielen, die elterliche Erziehungskompetenz und Unabhängigkeit zu fördern, also Hilfe zur Selbsthilfe geben.

4.4 Erreichbarkeit

Elternprogramme sollten leicht zugänglich sein. Wenig flexible Öffnungszeiten in Beratungszentren können berufstätige Eltern davon abhalten, an Elterntrainings teilzunehmen. Familien,

¹¹ Sanders, M.R.: Verhaltenstherapeutische Familientherapie, S.273-288.

die besonders dringend Hilfe benötigen, haben häufig keinen Zugang zu den entsprechenden Stellen im Gesundheitswesen. Sozial und ökonomisch schlechter gestellte Familien suchen weniger häufig um Hilfe nach, da sie die Gefahr sehen, nach dem Besuch einer Beratungseinrichtung von der Umgebung stigmatisiert zu werden. Es muss daher versucht werden, sozioökonomisch schwach gestellte Familien über andere Wege zu erreichen. Anbieten würden sich dafür Einrichtungen, mit denen die Betroffenen aus anderen Gründen in Kontakt kommen, wie zum Beispiel Praxen von Allgemeinmedizinerinnen, Vorschul- und schulische Einrichtungen, Horte, kommunale Gesundheitsämter, Nachbarschaftszentren oder Massenmedien wie Fernsehen und Rundfunk.

Die Anzahl an Elternratgebern und gemeindeorientierten Erziehungskursen (z.B. Volkshochschule, Haus der Familie) ist sehr groß, aber nur relativ wenige wurden jemals empirisch überprüft, und keines genügt den oben beschriebenen Effektivitätskriterien.

5. Triple P – ein präventiver Mehrebenenansatz zur Unterstützung von Familie und Elternschaft

5.1 Überblick und theoretische Grundlagen

Triple P (Positive Parenting Programm) wurde in Brisbane, Australien, durch Sanders und Mitarbeiter an der Universität von Queensland am dortigen Parenting and Family Support Center entwickelt. Ziel ist es, Eltern günstiges Erziehungsverhalten zu vermitteln, dadurch kindliche Verhaltensprobleme zu reduzieren bzw. zu verhindern und eine positive Eltern-Kind-Beziehung aufzubauen.

Triple P ist ein Programm zur Unterstützung von Eltern, das die Möglichkeit bietet, auf alle Bedürfnisse individuell abgestuft einzugehen, da fünf Interventionsebenen jeweils eine steigende Intensität an Unterstützung beinhalten. Zudem basiert Triple P auf dem aktuellen klinisch-psychologischen Forschungsstand und nimmt Bezug auf verschiedene theoretische Grundlagen, wie u.a. Modelle sozialer Lerntheorie zur Eltern-Kind-Interaktion, z.B. coercive Interaktionsprozesse,¹² verhaltensanalytische Modelle, z.B. Art und Einsatz von Anweisungen, Schaffen einer positiven, sicheren Lernumgebung,¹³ operante Lernprinzipien und Modelle zum Erwerb von sozialen Kompetenzen, Problemlöse- und verbalen Fähigkeiten. Die sozial-kognitive Lerntheorie von Bandura¹⁴ bildet die Grundlage für Interventionen, die Attributionen, Erwartungen und andere Kognitionen von Eltern beeinflussen. Zudem finden entwicklungspsychopathologische Forschungsergebnisse zu Risiko- und Schutzfaktoren für Verhaltensprobleme Beachtung, z.B. dysfunktionales Erziehungsverhalten, Stress, Ehekonflikte und Unterschiede in der Kindererziehung.¹⁵

¹² Patterson, G.R.: Coercive family process, Eugene, OR Castalia 1982.

¹³ Risley, T. R./Clark, H. B./Cataldo, M. F.: Behavioral technology for the normal middle class family, in: E.J. Mash/L.A. Hamerlynck/L.C. Handy (Hrsg.), Behavior modification and families, New York 1976, S.34-60.

¹⁴ Bandura, A.: Self-efficacy: Toward a unifying theory of behavioral change, Psychological Review, 84/1977, S.191-215.

¹⁵ Rutter, M.: Pathways from childhood to adult life, Journal of Child Psychology and Psychiatry, 30/1989, S.23-51.

5.2 Die fünf Interventionsebenen – Inhalte und Materialien

Triple P umfasst fünf Interventionsebenen mit steigendem Intensitätsgrad, da Eltern häufig nicht in allen Bereichen Defizite aufweisen und deshalb spezifische, auf die jeweiligen Bedürfnisse zugeschnittene Interventionen nötig sind.

Ebene 1: Universelle Information über Erziehung

Ziele der Interventionen auf Ebene 1 sind unter anderem, über die Inhalte positiver Erziehung zu informieren und den Prozess der Unterstützung von Familien und Eltern bei der Kindererziehung zu normalisieren. Daher soll möglichst vielen Personen, die mit der Erziehung von Kindern zu tun haben, über verschiedene Medien Informationen über positive Erziehung vermittelt werden. Zu diesem Zweck liegen vielfältige Materialien¹⁶ vor, u. a. die Broschüre "Positive Erziehung", das Video "Überlebenshilfe für Eltern" und "Kleine Helfer", 40 zwei- bis dreiseitige DIN-A4-Informationsblätter für vier Altersstufen (Säuglinge, Kleinkinder, Kindergartenkinder, Schulkinder), in denen Eltern praktische, verhaltensnahe Tipps zum Umgang mit schwierigen Situationen und Problemen der jeweiligen Altersstufe erhalten.

Da für erfolgreiche universelle Prävention gute und sorgfältig geplante Medienkampagnen notwendig sind, wurden in Australien unter anderem 40 einminütige Radiospots zu positiver Erziehung, 52 Zeitungskolumnen und ein TV-Werbespot entwickelt. Zudem wurden 14 Folgen einer 30-minütigen Fernsehserie im Infotainmentstil mit dem Titel "Families" für das Abendprogramm produziert und ausgestrahlt.

Ebene 2: Kurzberatung für spezifische Erziehungsprobleme

Dies umfasst ein bis vier kurze Einzelinterventionen (jeweils 15 bis 20 Minuten) durch verschiedene Professionelle. Besonders Kinderärzte, Erzieherinnen und Lehrer/innen, die bei Problemen oft erste Ansprechpartner für Eltern sind, bindet eine Triple P-Ausbildung auf diese Weise in die Prävention von Verhaltensstörungen ein und befähigt sie, Eltern bei umgrenzten Schwierigkeiten mit Hilfe der genannten Materialien (Broschüre, "Kleine Helfer") gezielt zu unterstützen. Durch eine Einbindung der bestehenden Strukturen wie Kindergärten, Schulen, medizinische Einrichtungen etc. in das Konzept wird eine frühe, wenig aufwändige und effektive Intervention möglich.

Ebene 3: Kurzberatung und aktives Training

Beratung und Tipps auf dieser Ebene bilden eine etwas intensivere, selektive Präventionsstrategie. Im Unterschied zu Ebene 2 erhalten Eltern hier zusätzlich zur Information aktives Training. Im Verlauf der Beratung werden mit Eltern Ziele und entsprechende Erziehungsstrategien erarbeitet und in Rollenspielen eingeübt. Außerdem werden Fortschritte der Familie und mögliche Schwierigkeiten mit den Strategien diskutiert.

¹⁶ Die Materialien sind erhältlich über: Verlag für Psychotherapie, PAG Institut für Psychologie, Hoyastr. 1A, D-48147 Münster; Tel.: 0251-51 89 41; FAX: 0251-4 44 76; weitere Informationen: www.triplep.de; e-mail: info@triplep.de.

Wie Ebene 2 ist auch Ebene 3 dafür geeignet, Eltern bei umgrenzten Erziehungsschwierigkeiten zu unterstützen, bei schwereren Verhaltensproblemen und problematischen familiären Strukturen ist meist intensivere Hilfe notwendig.

Ebene 4: Intensives Elternt raining

Auf dieser Ebene sind verschiedene Formen des Elternt rainings als universelle und indizierte Prävention vor allem für solche Eltern konzipiert, die erkennbare Schwierigkeiten in der Erziehung und deren Kinder verschiedene auch schwerer ausgeprägte Verhaltensprobleme haben. Das Elternt raining existiert zum einen in Form eines Gruppentrainings, zum anderen als Einzeltraining sowie als telefonisch unterstütztes Selbsthilfeprogramm. Den Eltern wird in vier je zweistündigen Sitzungen mit Hilfe des Videos "Überlebenshilfe für Eltern" und eines Arbeitsbuches eine umfassende Palette verschiedener Erziehungsstrategien vermittelt.

Inhalte von Sitzung 1 sind Grundlagen positiver Erziehung, eine genaue Problem- und Zielbeschreibung, Methoden der Verhaltensbeobachtung und mögliche Ursachen von kindlichem Problemverhalten, die im Erziehungsverhalten liegen (z.B. zufällige Belohnung, ungünstiger Gebrauch von Anweisungen oder Strafe oder das Nicht-Beachten von positivem Verhalten der Kinder).

In Sitzung 2 werden Erziehungsstrategien zur Förderung der kindlichen Entwicklung vorgestellt (spezifisches Loben, Punktekarten) und mit den Eltern in Rollenspielen und Übungen aktiv trainiert.

In Sitzung 3 folgen Erziehungsstrategien zum Umgang mit problematischem Verhalten von Kindern, wie z.B. das Benutzen klarer, ruhiger Anweisungen, Familienregeln, logische Konsequenzen, absichtliches Ignorieren oder Auszeit.

Die vorgestellten Strategien werden in Sitzung 4 zur Erarbeitung von Aktivitätenplänen für Risikosituationen (z.B. Einkaufen oder lange Autofahrten) genutzt. Zwischen den Sitzungen sollen die Eltern die Erziehungsstrategien zu Hause ausprobieren und üben.

Im Anschluss an die Gruppensitzungen haben die Eltern die Möglichkeit zu vier wöchentlichen, individuellen Telefonkontakten (jeweils 15-20 Minuten), in denen Fortschritte, Fragen und auftretende Schwierigkeiten mit dem Triple P-Trainer diskutiert werden können. Dies dient der Stabilisierung der implementierten Strategien und unterstützt die Generalisierung auf zukünftig auftretende Probleme.

Ebene 5: Erweiterte Interventionen auf Familienebene

Diese Ebene der Triple P-Interventionen wurde für Familien mit zusätzlichen familiären Schwierigkeiten wie massive Ehekonflikte, Substanzmissbrauch oder Depression der Mutter entwickelt sowie für Familien, deren Kinder nach der Teilnahme am intensiven Elternt raining (Ebene 4) weiterhin Auffälligkeiten zeigen. Je nach den individuellen Bedürfnissen der Familie wird das Training der Erziehungsfertigkeiten von Ebene 4 mit verschiedenen Modulen ergänzt (z.B. Partnerunterstützung, Stressbewältigung, Depression). Derzeit werden weitere Module entwickelt und erprobt, unter anderem Module zur Verbesserung der Sicherheit im Haus, für Kinder mit Behinderungen oder zur Verbesserung der Bindungsqualität. Diese Vielfalt an Modulen macht es möglich, ein individuelles Behandlungsprogramm auf die jeweiligen Bedürfnisse der Familie zuzuschneiden und dabei trotzdem auf wissenschaftlich überprüfte Methoden und Materialien zurückzugreifen.

5.3 Evaluation und Effektivität von Triple P

Erste Ergebnisse zur Effektivität der Interventionen einzelner Ebenen wurden bereits Anfang der 80er-Jahre von der Forschergruppe um Sanders veröffentlicht. Seitdem wurde eine Reihe von kontrollierten und zum Teil breit angelegten Untersuchungen durchgeführt.¹⁷ So berichteten Eltern, die z.B. die Fernsehserien verfolgten und "Kleine Helfer" zu den vorgestellten Themen erhielten, von positiven Veränderungen innerhalb der Familie: die kindlichen Verhaltensprobleme reduzierten sich, die Eltern fühlten sich in der Kindererziehung kompetenter, und es traten weniger ungünstige Erziehungspraktiken auf.

Auch Untersuchungen der Wirksamkeit der Kurzinterventionen auf den Ebenen 2 und 3 bei Kindern mit Schlaf- oder Essproblemen, Nägelkauen oder Daumenlutschen zeigten¹⁸ eine signifikante Abnahme des Problemverhaltens in den Experimentalgruppen.

In einer weiteren kontrollierten Studie (Sanders, im Druck) steht die Effektivität einzelner Interventionsebenen bei Vorschulkindern mit external auffälligem Verhalten im Vordergrund. Dazu erhielten 305 Eltern von Dreijährigen mit einem erhöhten Risiko für die Entwicklung klinisch bedeutsamer Verhaltensprobleme entweder eine individuelle Intervention auf Familienebene (Ebene 5), ein Gruppentraining (Ebene 4) oder ein telefonisch unterstütztes Selbsthilfeprogramm. Nach den Interventionen konnten bei allen Gruppen im Vergleich zu einer unbehandelten Kontrollgruppe deutliche positive Veränderungen u.a. im elterlichen Erziehungsverhalten und bei den Verhaltensproblemen der Kinder festgestellt werden, die auch nach einem Jahr stabil waren.

Insgesamt deuten die Ergebnisse zahlreicher Studien darauf hin, dass es sich bei Triple P um einen effektiven Mehrebenenansatz handelt, da die Wirksamkeit der einzelnen Interventionsebenen nachgewiesen ist und sich über verschiedene Studien und unterschiedliche Forschergruppen hinweg konsistente Ergebnisse zeigen – die bedeutende Abnahme kindlicher Verhaltensprobleme, die auch bei Nachuntersuchungen stabil blieb sowie eine deutliche Verbesserung der elterlichen Befindlichkeit, besonders der Mütter. Die Wirksamkeit von Triple P wurde für verschiedene Familienkonstellationen nachgewiesen (z.B. zusammenlebende Paare, Alleinerziehende, Mütter, die an einer Depression erkrankten, Paare mit niedriger Beziehungsqualität). Eltern, die an Triple P-Interventionen teilgenommen haben, berichten eine hohe Akzeptanz und Zufriedenheit.

5.4 Einführung von Triple P in Deutschland

Es wurden an der Technischen Universität Braunschweig in Zusammenarbeit mit der Christoph-Dornier-Stiftung für Klinische Psychologie Bemühungen unternommen, um Triple P als Präventionsprogramm in Deutschland einzuführen. Viele Materialien wie die Broschüre "Positive Erziehung", die "Kleinen Helfer" und das Gruppenarbeitsbuch für Eltern wurden bereits ins Deutsche übersetzt, und das Video "Überlebenshilfe für Eltern" wurde synchronisiert. Die vorhande-

¹⁷ Sanders, M.R./Dadds, M.R.: Behavioral family intervention, Boston 1993.

¹⁸ Christensen, A.P./Sanders, M.R.: Habit reversal and DRO in the treatment of thumbsucking. An analysis of generalization and side effects, *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 28/1987, S281-295; Sanders, M.R./Bor, B./Dadds, M.R.: Modifying bedtime disruptions in children using stimulus control and contingency management procedures, *Behavioural Psychotherapy*, 12/1984, S.130-141.

ne Palette der deutschen Materialien ist Eltern und Professionellen zugänglich und wird kontinuierlich erweitert, so ist z.B. in Kürze auch ein Triple P-Selbsthilfebuch für Eltern erhältlich.

Die effektive Verbreitung empirisch gestützter Interventionen unter Professionellen ist für präventive Ansätze von großer Bedeutung. In Australien wurde mit der Ausbildung und Zertifizierung von Professionellen ein umfassendes Triple P-Netzwerk aufgebaut, zu dem unter anderem regelmäßige Supervision, die Verbreitung aktueller Forschungsergebnisse, regelmäßige Newsletter, ein ausgedehntes Datenmanagement, die Bereitstellung von Software, die Präsenz im Internet sowie die Evaluation der Ausbildung gehören. In Braunschweig werden seit Herbst 1999 u. a. Psychologen/innen, Pädagogen/innen, Lehrer/innen als Triple P - Gruppentrainer ausgebildet und in ein Lizenzsystem eingebunden, um eine fachgerechte Durchführung und damit auch die Wirksamkeit des Programms zu garantieren.¹⁹ Regelmäßige Supervisionen, ein Newsletter und der Aufbau eines Triple P Netzwerks sind geplant. Zudem wurde im Laufe des Jahres 2000 eine Ausbildung für Erzieherinnen und Kinderärzte/innen zur Durchführung von Beratungen auf Ebene 2 und 3 angeboten.

Die Wirksamkeit des Gruppentrainings wurde in einer Studie an 41 Familien mit Kindergartenkindern überprüft. Das Training wurde allen Eltern von Kindern der städtischen Kindertagesstätten angeboten. Die teilnehmenden Eltern schätzten die praktischen und einfachen Erziehungstipps sehr und waren mit dem Programm sehr zufrieden. Nur selten brachen Eltern die Teilnahme aus organisatorischen Gründen ab, allgemein waren die Teilnehmeraten im Vergleich zu anderen Beratungsangeboten deutlich höher. Besonders viel versprechend war die hohe Akzeptanz des Programms durch die Eltern, die mit hoher Motivation Triple P anwandten und auch weiterempfohlen.

Insgesamt existiert mit Triple P ein wirksames Programm zur Unterstützung von Eltern bei der Kindererziehung und damit zur Prävention von aggressiven und oppositionellen Verhaltensproblemen. Ziel sollte daher sein, Triple P in Deutschland ebenso wie in Australien allen Familien entsprechend ihren Bedürfnissen anzubieten.

¹⁹ Hahlweg, K./Kuschel, A./Köppe, E./Lübke, A./Miller, Y.: Die Braunschweiger Kindergartenstudie: Prävalenz kindlicher Verhaltensprobleme Vortrag auf dem Workshop-Kongress der Fachgruppe Klinische Psychologie und Psychotherapie der DGPs, Bad Dürkheim, Juni 1999.

Hartmut M. Griese

Die Entwicklung von Einstellungen bei Jugendlichen und die besondere Bedeutung der Medien

1. Vorbemerkungen

Wer über Jugend nachdenkt, referiert oder schreibt, ein in Deutschland auf Grund der "Jugendbewegung" Anfang des 20. Jahrhunderts¹ und ihren Auswirkungen auf die öffentlich-politisch-pädagogische Diskussion höchst sensibles und fast schon mythisches Thema, sollte immer seine eigene "Jugend" – seine Beziehung zu "Kindheit", "Familie" und "Jugend" – als WahrnehmungsfILTER und gleichsam normative Folie für die Analyse der heutigen Jugend reflektieren. In keinem anderen Land wird der "Mythos Jugend" derart gepflegt, wird "Jugend" so ausgiebig erforscht, ausgeforscht und in öffentlichen und zyklisch wiederkehrenden Debatten diskutiert.²

Seit 1971 bin ich als Soziologe in der Ausbildung von Pädagogen – Lehramt und Diplom Erziehungswissenschaften – tätig, habe also ständig mit jungen Menschen zu tun, und seit etwa 20 Jahren bin ich Mitglied eines niedersächsischen Familienverbandes ("Arbeitskreis Neue Erziehung"), für den ich seit einigen Jahren eine Zeitschrift (ANE-INFO) mache – zuletzt zum Thema "Jugend '98. Jugendbilder" und "Jahrhundert des Kindes. Kinderrechte". Im Rahmen dieses ehrenamtlichen Engagements habe ich viele Jahre etliche "Familienbildungs-Seminare" durchgeführt, also Wochenend- oder Wochentagungen über Erziehungsfragen mit Eltern und deren Kindern. Für den "Arbeitskreis Neue Erziehung Nds." habe ich z.B. im "Internationalen Jahr der Familie" 1994 ein "Familienpolitisches Manifest" entworfen – allerdings ohne jegliche Wirkung und Folgen.

Ich habe drei Kinder aus zwei Ehen, bin also geschieden und wieder verheiratet, norm-abweichend und dennoch "normal". Denn: Für den Soziologen ist das "normal", was statistisch am häufigsten vorkommt – und in Akademiker- bzw. Hochschulkreisen ist Scheidung "Normalität".

Vor 3 Jahren habe ich für das "Komitee für Grundrechte und Demokratie" einen Entwurf für ein "Manifest für eine Politik im Interesse der Jugend" vorgelegt: "Das Zukunftsloch". Auch diese Aktion wurde mangels Finanzen und Personal quasi "ad acta gelegt".

Ich bin der Meinung, dass diese Informationen alle zum Thema gehören, denn wer über "Jugend", "Familie", "Erziehung" oder "Einstellungen" redet, sollte auch über sich, seine biografischen Erfahrungen und Aktivitäten in Bezug auf "Familie", "Jugend" usw. berichten. Dazu gehört bei mir auch: Ich bin 1944 in Prag, also nicht in Deutschland, geboren; ich bin der jüngste von vier Brüdern, stamme also aus einer "kinderreichen Familie" – so würde man heute sagen; ich wurde nach 1945 als "Flüchtling" bezeichnet, auch schon mal "Ketzer" genannt – da ich Protestant im tief katholischen Oberbayern war und keinen eigenen Religionsunterricht hatte. Und man nannte uns "Nazi-Kinder", denn mein Vater war in der "Waf-

¹ Vgl. Griese, Hartmut M.: Personale Orientierungen im Jugendalter – Vorbilder und Idole, in: Uwe Sander/Ralf Vollbrecht (Hrsg.), Jugend im 20. Jahrhundert, Neuwied 2000, S.211ff.

² Vgl. ausführlich ders.: Jugend(sub)kultur(en) und Gewalt. Analysen, Materialien, Kritik. Soziologische und pädagogikkritische Beiträge, Münster 2000, S.185ff. oder Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Die neue Jugenddebatte, München 1982.

fen-SS". Dafür wurde seine Familie in seiner Abwesenheit im Rahmen sog. "Entnazifizierungen" "strafversetzt" (so hieß das gemäß meiner Erinnerung), an das Ende des Tegernseer Tales, dort, wo nach 1945 anfangs selten jemand hinkam, keine Busse hinfuhren, wo die Welt quasi aufhörte und die Berge begannen.

Ich bin also fast bis zum 10. Lebensjahr ohne Vater aufgewachsen, weil dieser als russischer Kriegsgefangener erst Ende 1953 als sog. "Spätheimkehrer" zu seiner Familie kam. Meine Mutter starb, als ich 13 Jahre alt war. Als ich 17 war, hat mein Vater eine Kriegerwitwe geheiratet – und ich bekam Stiefgeschwister, eine Schwester und einen Bruder. Ich kenne also aus eigener Biografie fast alle Familienformen – sei es Herkunfts- oder Eigenfamilie – und habe in meiner Kindheit und Jugend spezifische Erfahrungen gemacht.

2. Fragen

Thematisch-inhaltlich ist zu fragen:

- Um welche "Einstellungen" von "Jugendlichen" und welche Einstellungsdimensionen soll es gehen? Um politische Einstellungen, religiöse Einstellungen, Einstellungen gegenüber "Familie und Erziehung", "Schule und Ausbildung", "Beruf und Arbeit", "Umwelt und Natur", "Krieg und Frieden", "Zukunft und Lebensplan" – das sind die üblichen Bereiche, nach denen in Jugendstudien gefragt wird – oder sind eher Wertorientierungen gemeint?
- Sind bei "Einstellungen" eher deren "kognitive Komponenten" gemeint (also das Wissen über das Einstellungsobjekt) oder eher deren "affektive" oder die "Herhaltenskomponente" – denn gemäß diesen Dimensionen unterscheidet man allgemein Einstellungen? (sog. "Dreikomponentenmodell").
- Sind Einstellungen gegenüber "sozialen Objekten", also Menschen, Gruppen, oder gegenüber "physischen Objekten", Dingen, Produkten (z.B. KKW), oder gegenüber "symbolischen Objekten", Ideen, Werten (z.B. "Gewalt") gemeint?
- Über die "Entwicklung von Einstellungen", wie es im Titel heißt, egal welcher Art, wissen wir sehr wenig, weil dies nur in Längsschnittstudien, in "Panels", zu erforschen wäre – und Panelstudien werden, nicht nur in unserem Land, in der Regel auf Grund methodischer und methodologischer Probleme sowie aus Zeit- und vor allem Kostengründen nicht bzw. selten durchgeführt.
- Und der zweite Teil des Themas, die "Bedeutung der Medien" ist ebenfalls sehr weit zu sehen: welche Medien? Printmedien und/oder Fernsehen als "alte Medien" oder Computer und Internet als "neue Medien"? Oder sind spezielle "Jugend-Medien" gemeint, z.B. Pop- oder Rock-Musik – z.B. das aktuelle und überaus wichtige Thema "rechtsradikale Rock-Musik" bzw. "Skinhead- oder Nazi-Rock"³ – oder sind auch Jugendzeitschriften und subkulturelle Fan-Magazine gemeint?
- "Jugendzeit – Medienzeit"⁴ heißt z.B. ein Buch, in dem Baacke, der profilierteste Vertreter einer Medien- und Jugendpädagogik, über das Thema "Medienkulturen – Jugendkulturen" schrieb. Also: "Jugend" und "Medien", das gehört sowieso zusammen. Die wichtigsten Sozialisationsinstanzen in der "Jugend" sind die "Medien" und die "peer group" – nicht etwa "Familie" oder "Schule" oder "Betrieb".

³ Vgl. dazu ders.: Rechtsradikale Rockmusik – Bilanz und Informationen. Oder: Alter Wein in neuen Schläuchen?, in: Mitteilungen LJA WL 142/2000, Münster.

⁴ Radde, Martin/Sander, Uwe/Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Jugendzeit – Medienzeit, Weinheim und München 1988.

- Der Pädagoge Herrmann Giesecke⁵ hat dies Phänomen "Das Ende der Erziehung" genannt, sieht darin aber "neue Chancen für Familie und Schule" – welche, so wäre zu fragen. Können Familie bzw. Eltern und Schule bzw. staatlich organisierte Pädagogik ihren "Erziehungsauftrag" und ihre Verantwortung gegenüber Jugendlichen überhaupt noch erfüllen? Oder was muss an deren Stelle treten?

3. Begriffsdiskussion

Nach diesen Fragen, die aufzeigen sollten, wie komplex, überkomplex und kompliziert die mir gestellte Thematik ist, will ich einige grundsätzliche Ausführungen zu den Hauptbegriffen meines Themas machen:

3.1 Jugend

- Jugend ist – im soziologischen Sinne – ein historisches, d.h. relativ junges gesellschaftliches Phänomen, Ergebnis gesellschaftlicher Veränderungen, und kann makro- wie auch mikrotheoretisch betrachtet werden. Stichwort- bzw. zitatartig formuliert: "Die Jugend ist zur selben Zeit erfunden worden wie die Dampfmaschine" (Musgrove) – letztere von James Watt (Beginn der Industrialisierung), erstere von J.J. Rousseau in "Emile oder über die Erziehung".
- Wer über Jugend redet, muss Gesellschaft mitdenken – zwischen "Jugend" und "Gesellschaft" besteht ein "dialektisches Verhältnis".
- "Die Jugend gibt es nicht" (Scheuch), "Jugend" kommt nur im Plural als "Jugend" vor: These von der "Pluralisierung von Jugend".
- "Jugend" ist makrotheoretisch eine "soziale Gruppe", ein Handlungszusammenhang, eine Art Bezugskultur – mikrotheoretisch ist "Jugend" eine eigenständige Phase, ein Abschnitt im lebenslangen Sozialisationsprozess, ein "enorm verlängerter Initiationsritus" mit offenem Ausgang.
- "Jugend" muss, wie fast alle sozialen Phänomene, differenziert betrachtet werden gemäß den klassischen Variablen "Geschlecht", "Alter", "Familie bzw. Herkunftsmilieu", "Bildung bzw. Stellung im Ausbildungssystem", "Konfession", "Stadt- oder Land-Jugend" sowie gemäß den jeweils dominanten, aber sich ständig wandelnden soziokulturellen Milieus – z.B. das "institutionell-integrierte Milieu", das "hedonistisch-konsumistische Milieu", das "religiös-spirituelle Milieu", das "action-aggressive Milieu", das "kritisch-engagierte Milieu", das "manieristisch-postalternative Milieu", das "ökologisch-alternative Milieu"⁶.
- Neben diesen Milieus – wobei andere Typisierungen auch denkbar sind – existieren beinahe schon unzählbare und sich ständig modifizierende "subkulturelle Lebensstile" – Ferchhoff hat 1995 z.B. über 25 solcher "Szenen" bzw. "Cliques" genannt bzw. aufgelistet⁷.
- Daneben sprechen wir heute von der zunehmenden "Individualisierung von Jugend" – als Chance und als Risiko, als ambivalente Begleiterscheinung der Modernisierungsschübe in unserer Gesellschaft oder auch von zunehmenden Prozessen der "Des-Integration", der

⁵ Giesecke, Herrmann: Das Ende der Erziehung. Neue Chancen für Familie und Schule, Stuttgart 1985.

⁶ Vgl. Griese, H.: Jugend(sub)kultur(en), S.73.

⁷ Ebd., S.73f.

"Des-Orientierung" und der "Des-Organisation" von Jugend sowie von wachsender "Ent-Strukturierung", "Ent-Traditionalisierung" und "Ent-Bindung" der Jugend.

Das alles – und es wären noch mehr Begriffe bzw. Theoreme im Kontext von "Jugend" denkbar – kann klären, aber auch verwirren.

3.2 Erziehung

Über Erziehung ist vermutlich noch mehr nachgedacht und geschrieben worden als über "Jugend", auch wenn beides zusammenhängt. Der FAZ-Leitartikler Adam hat einmal – sinngemäß – formuliert, und das ist mir an dieser Stelle wichtig: "Immer wenn Staat und Gesellschaft versagen, erfolgt der Ruf nach (mehr) Erziehung und Pädagogik". Wir "pädagogisieren" also politische bzw. gesellschaftliche Themen und Probleme. Ivan Illich sagte – sinngemäß – dazu: "Jedes Jahr wird ein Problem der Gesellschaft als pädagogische Herausforderung definiert – und es entstehen immer neue Spezial-Pädagogiken wie "Umwelt-Pädagogik", "Verkehrs-Erziehung", "Friedens-Erziehung", "Medien-Pädagogik", "Alten-Bildung", "Interkulturelle Pädagogik", "Europa-Erziehung". Statt von "Pädagogik" könnte man hier auch von "Ethik" sprechen.

In einer historischen Epoche, die wir "Post-Moderne" nennen, in der Erziehung immer weniger zu bewirken vermag – vor allem bei älteren Kindern, also bei Jugendlichen,⁸ genau in jener Zeit erfolgt immer stärker und eindringlicher der "Ruf nach Pädagogik und Erziehung", wird "Mut zur Erziehung" eingeklagt und wird von "pädagogischen Herausforderungen" gesprochen. In anderen Worten und als Beispiel: "Medien-Kompetenz" soll die Bildschirmproblematik – also z.B. "sex and crime im Internet" – minimieren/kontrollieren; "Europa-Erziehung" soll die mangelhafte Vorbereitung und Information der Menschen auf Europa ersetzen; "Toleranz" und "Respekt vor dem Anderen" sollen die fehlende Einwanderungspolitik kompensieren usw. Es wird m.E. grundsätzlich verkannt, dass, wie es Heitmeyer einmal formuliert hat, "Belehrung gegen Erfahrung nicht ankommt" oder noch abstrakter gesagt: Sozialisation ist – gerade in komplexen pluralistischen Gesellschaften und mit zunehmendem Alter der Heranwachsenden – dominant gegenüber Erziehung. Fazit: Wir sollten primär von den biografischen Erfahrungen der Jugend(en), ihrem Alltag, ihrer Lebenswelt, ihren Zukunftsperspektiven und -plänen, kurz: den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen der Sozialisation reden, nicht so sehr über "(Werte-)Erziehung" schwadronieren⁹ oder eine neue "Ethik" (der Verantwortung) einfordern.

Um nicht missverstanden zu werden: "Erziehung" und eine allgemeine "Ethik" für den Umgang miteinander (also eine Interaktions- und Generationen-Ethik) und für den Umgang mit Natur (also eine Umwelt-Ethik), sind wichtig, wichtiger denn je, und zentral scheint mir auch der Begriff der "Verantwortung" zu sein,¹⁰ aber Erziehung und Ethik sind nicht primär das Problem, um das es geht.

⁸ Vgl. Giesecke, H.: Das Ende der Erziehung, oder Postman, Neil: Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt 1983.

⁹ Vgl. dazu auch weiter unten Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000, 2 Bände, 13. Shell Jugendstudie, Opladen 2000.

¹⁰ Vgl. dazu Jonas, Hans: Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation, Frankfurt 1984 (zuerst 1979).

Nehmen Sie z.B. die immer wiederkehrende Wertedebatte: Unsere Gesellschaft definiert und legitimiert sich über die grundlegenden Werte des christlichen, aufgeklärten, humanistischen Abendlandes (vgl. unser Thema "Verantwortung" und "freiheitliche Gesellschaft"). Legitimierende Werte dieser Gesellschaft sind – und wir können das sowohl für die Schule (also: Erziehung), für die Kirchen (Moral/Ethik) oder für die Politik (Grundwerte/Wertekonsens) und wohl auch für die meisten Familien sagen: Verantwortung, Freiheit, Mitmenschlichkeit, Vernunft, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Toleranz, Gemeinschaft usw. Alles schön und gut. Aber: Welche Erfahrungen machen junge Menschen in ihrem Alltag, in der Schule, über die Medien, in den Familien, in der Politik und im Arbeits- und Wirtschaftsleben? Dort erfahren sie die Bedeutung und die Macht sog. "instrumenteller Werte" und Orientierungsmuster, Werte und Normen, die wirklich wirken, die den Alltag und den Umgang der Menschen miteinander bestimmen, die das konkrete Leben determinieren wie: Leistung, Macht, Konkurrenz, Eigentum, Wohlstand, Konsum, Egoismus, Gleichgültigkeit, Hass, Gewalt. Man kann quasi jedem legitimierenden Wert (das wäre das theoretische Postulat, der Soll-Zustand) einen instrumentellen Wert (das ist die konkrete Praxis, die Alltags-Erfahrung) entgegensetzen. Sowie Jonas z.B. eine "Verantwortungsethik" für unsere Epoche postuliert, so konstatiert Ulrich Beck¹¹ eine, wie er es nennt, "organisierte Unverantwortlichkeit" im Umgang mit Großtechnologien in unserer Gesellschaft. Wir haben es also, wenn ich es recht sehe, mit einem neuen gesellschaftlichen "Grundwiderspruch" zu tun, nämlich dem zwischen "legitimierenden" und "instrumentellen Werten". Erich Fromm¹² brachte dies seinerzeit auf die Formel "Haben oder Sein".

3.3 Einstellungen

Einstellungen hat man immer gegenüber einem Objekt, niemals allgemein, also gegenüber Personen, Gruppen, Dingen, Phänomenen, Ereignissen, Werten, Ideen, Symbolen usw. Der Begriff wird aber in den Sozialwissenschaften "nicht einheitlich definiert".¹³ Anerkannt ist die Unterscheidung in – wie erwähnt – kognitive, affektive und Verhaltenskomponenten einer Einstellung. "Soziale Einstellungen", darum geht es wohl, beziehen sich auf "soziale Objekte", entwickeln sich in der Sozialisation und können sich auch verändern. Über Einstellungsänderungen wissen wir mehr als über Einstellungsentwicklungen. Empirisch "gemessen" werden Einstellungen in der Regel durch sog. "Einstellungs-Skalen", die zu den jeweiligen "Items" gebildet werden. Will man z.B. die Einstellung zur "Gewalt" bzw. "Gewaltausübung" messen, formuliert man Items wie

- "Wenn mir einer blöd kommt, dann hau ich schon mal zu" oder
- "Manchmal kann man andere nur mit Gewalt überzeugen" oder
- "Bestimmte Konflikte lassen sich nur mit Gewalt lösen" usw.

Die ursprüngliche Hoffnung, mit der Kenntnis von Einstellungen auch das Verhalten prognostizieren und erfassen zu können, hat sich als trügerisch erwiesen. Einstellungen sagen nichts direkt über Verhalten aus. Es besteht also "kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ... Einstellungen und den gezeigten Verhaltensweisen"¹⁴. Zwischen beide schieben sich

¹¹ Beck, Ulrich: Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit, Frankfurt 1988.

¹² Fromm, Erich: Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, Stuttgart 1976.

¹³ Frey, Dieter/Möhle, Christiane: Einstellung, in: Günther Endruweit/Gisela Trommsdorff (Hrsg.), Wörterbuch der Soziologie, 3 Bände, Stuttgart 1989, S.135.

¹⁴ Ebd., S. 137.

"intervenierende Variablen", z.B. Erwartungen, Sanktionen, Erfahrungen mit dem jeweiligen (Einstellungs-)Objekt, die jeweilige Situation, die Persönlichkeitsstruktur bzw. Identität des Betreffenden usw.

Der Einstellungserwerb ist in jedem Fall ein Entwicklungs- genauer gesagt, ein "Lernprozess", der quasi mit der Geburt einsetzt. Wie, wann, wodurch, über wen spezifische Einstellungen erworben werden, sich entwickeln und verändern (können) – darüber wissen wir sehr wenig. Vermutlich gibt es sog. "kritische Phasen" für bestimmte Einstellungen, aber auch die können von Person zu Person variieren, weil sie von vorausgegangenen Lernerfahrungen und spezifischen Persönlichkeitsdispositionen abhängig sein können. Es gibt auch für jede Person wichtige und unwichtige Einstellungen. Es gibt junge Menschen, sog. Fußball-Fans, für die ist die Einstellung zum Verein das wichtigste auf der Welt: "Für Schalke geh' ich in die Kiste" – während das für andere vollkommen irrelevant ist, die daher eher sagen: Fußball lässt mich kalt, wichtig sind mir eine intakte Natur und gesunde Lebensmittel.

Einstellungsänderungen beruhen meist auf kommunikativen Erfahrungen im Alltag oder sind Folge konkreter Informationen, denen geglaubt wird. So wissen wir, dass negative Einstellungen gegenüber sog. "Ausländern"¹⁵ dort am häufigsten vorkommen, wo die wenigsten "Ausländer" leben. Während in Frankfurt mit 28% Ausländeranteil so gut wie keine "ausländerfeindlichen" Übergriffe zu registrieren sind, liegen die ostdeutschen Bundesländer mit unter 2% Ausländeranteil in der Ablehnung der "Ausländer" an der Spitze. Oder, wie eine neue Studie ergeben hat: In stark "multikulturellen" Schulklassen ist die "Ausländerfeindlichkeit" wesentlich geringer als in ethnisch homogenen Klassen. Also: Glaubhafte Informationen und konkrete Interaktionen können – das ist kein Gesetz, aber wahrscheinlich – verfestigte Einstellungen verändern. Dabei kommt es auf das Vertrauen in den Informationsträger sowie auf vorangegangene Erfahrungen an.

3.4 Bedeutung der Medien

Die Medienwirkungsforschung – und darum geht es ja wohl – hat bisher nicht eindeutig herausfinden können, wie bestimmte Medieninhalte (Botschaften, Bilder, Informationen usw.) auf die Konsumenten, hier Rezipienten genannt, wirken. Zumindest wissen wir, dass es keinen direkten Zusammenhang gibt. Die "Bedeutung der Medien", gerade für Jugendliche, hat sicher tendenziell zugenommen. Medien sind, wie bereits gesagt, zur zentralen Sozialisationsinstanz im Jugendalter avanciert. "Musikhören", allein oder vor allem mit Freunden in der Clique, ist das beliebteste Freizeitverhalten junger Menschen – das besagen alle Studien. Aber die einen lieben eben Musik – wobei es ganz unterschiedliche Stilrichtungen und Moden gibt; fast jede Jugendkultur hat ihre eigene Musik, andere sitzen eher vor dem Computer – wobei die einen "ballern" bzw. spielen, die anderen kreativ eigene Programme entwerfen oder ihre Hausaufgaben am Computer machen und Dritte im Internet surfen – sinnlos oder gezielt; wieder andere junge Menschen lesen gerne – die einen Comics, die anderen Grass oder Harry Potter – oder sitzen stundenweise vor der "Glotze" – die einen lassen sich vom Fernsehen mit Talkshows und "soap-opera" unterhalten und "amüsieren sich zu Tode",¹⁶ andere schauen sich gezielt Dokumentationen, Nachrichten, Fußball oder Naturfilme an.

Sie sehen, die "Bedeutung der Medien" im Jugendalter, das Ganze ist unendlich kompliziert und ausdifferenziert und könnte nur auf den konkreten Einzelfall bezogen näher analysiert

¹⁵ Vgl. Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000.

¹⁶ Postman, Neil: Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie, Frankfurt 1985.

werden. Es gibt auch nahezu "medienlose" Jugendliche bzw. junge Menschen, die Musik vor allem selbst machen, die kein Fernsehen haben oder es total ablehnen oder den Computer nur zum Schreiben benutzen. Aber generell kann konstatiert werden: Die "Bedeutung der Medien" im Jugendalter hat von Jahr zu Jahr zugenommen, wobei sich sowohl "Jugend" als auch "Medien" und ihr Angebot enorm ausdifferenziert haben. Die Wirkung der Medien, also vor allem des Bildschirms, lässt sich m.E. auf die Formel bringen: Fernsehen oder Computer machen die Klugen klüger und die Dummen dümmer. Es sind demnach nicht primär die Medien, sondern es sind der Rezipient (je nach Alter, Geschlecht, Motivation, Erfahrung) sowie der soziokulturelle Kontext (das Medien-Milieu, die Familienkultur), die entscheidend dafür sind, wie Medien wirken: bildend und anregend; ablenkend, unterhaltend und amüsierend oder emotionalisierend, aufputschend und aggressiv machend. Diese Aussagen gelten insbesondere für Kinder, auch noch für Jugendliche – weniger für Erwachsene, deren Persönlichkeitsstrukturen in der Regel bereits verfestigt sind. Lesen kann bilden und verblöden – es kommt darauf an, wer was wann warum und wie intensiv liest. Bildschirm-Glotzen kann informieren, nachdenklich machen, zerstreuen, ablenken oder emotionalisieren; und Musik-Hören kann erholsam sein und entspannen oder kann – z.B. in der Clique oder Gang und mit Bier und Schnaps kombiniert – Affekte und Aggressionen auslösen, die nicht mehr kontrollierbar sind. Ein Leben ohne Medien ist jedenfalls für die meisten jungen Menschen unvorstellbar, wobei immer noch in erster Linie Radio und Fernsehen gemeint sind, also Musik und Unterhaltung, "action and fun". Fazit: Medienkonsum allein bewirkt ursächlich wenig; Medien wirken eher wie ein Katalysator im chemischen Prozess, d.h. sie verstärken beim Rezipienten eine psychische Disposition in einem bestimmten soziokulturellen Kontext.

4. Ausgewählte Ergebnisse der SHELL-Studie "Jugend 2000"

Was kann man der aktuellen empirischen Jugendforschung an Erkenntnissen entnehmen, das für unser Thema relevant sein könnte? Ich konzentriere mich auf ausgewählte Bereiche der neuen Shell-Studie "Jugend 2000":

4.1 Familie

"Beruf und Familie" bestimmen primär die Lebensplanung, nicht das konkrete Leben der jungen Leute. "Den meisten gilt als sicher, dass sich Beruf und Familie miteinander verbinden lassen"¹⁷; "Familie und Beruf sollen sich die Waage halten"¹⁸. Dieses Ideal (!), ebenso wie die gewünschte Kinderzahl, wird aber später, wie wir wissen, selten realisiert. Die meisten (3/4 etwa) wollen ein "Zusammenleben mit der Option einer Heirat, fast jede(r) Zweite befürwortet für sich eine eheliche Lebensgemeinschaft"; andere Lebensformen wie "Wohngemeinschaft" oder "living-apart-together" oder das "Single-Leben" werden parallel akzeptiert. Familie wird als "Ressource, als emotionaler Rückhalt, Ort von Verlässlichkeit, Treue, Halt, Häuslichkeit und Partnerschaft verstanden" – es wird ein idealisiertes, die Norm-Familie legitimierendes Bild gezeichnet, das mit der ambivalenten Realität von Familien (Plural!) wenig zu tun hat (vgl. Scheidungen, Familie als Konfliktfall, Stätte von Aggressionen, Streit, Hass, Untreue, Gewalt). Fakten sind: Jede dritte Ehe wird geschieden; jede dritte Frau bekommt ihr Leben lang kein Kind; Kinderwunsch und Geburtenzahl pro Paar sind diskrepant; Alltagskonflikte sind oft Familienkonflikte; Ideal und Wirklichkeit der Familien liegen weit auseinander.

¹⁷ Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000, S.13f.

¹⁸ Ebd., S.15.

4.2 Verhältnis zu den eigenen Eltern

Das Verhältnis zu den eigenen Eltern ist in der Regel gut; die Eltern sind die wichtigsten Vertrauenspersonen der Jugendlichen. Eltern werden mehrheitlich als "unterstützende" oder beratende "Partner" erlebt. Nur in unteren Schichten bzw. Milieus, in den sog. "Problemfamilien", werden starke Abweichungen davon berichtet. Ich habe gerade einen längeren Handbuchartikel zum Thema "Personale Orientierungen im Jugendalter – Vorbilder und Idole" verfasst¹⁹ und komme zum selben Ergebnis: Eltern sind heute die wichtigsten personalen Vorbilder für junge Menschen, während Film-, Musik- oder Fernseh-Stars als Idole höchstens noch bei den jüngeren Mädchen eine gewisse Rolle spielen. Mit zunehmender Tendenz und zunehmendem Alter und formaler Bildung lehnen Jugendliche jedoch Vorbilder jeglicher Art ab – auch ein neues Phänomen. Das kann sicher zum Nachdenken Anlass geben: Junge Leute können heute mehrheitlich keine Vorbilder benennen, lehnen immer mehr personale Vorbilder ab und basteln sich eher ihre eigenen Vorbilder – so wie sie auch ihre Werte, ihre Religion, ihren Lebensstil und ihre Identität zusammenbasteln. In der Jugendforschung spricht man von "Patchwork-Identität", "Sinn-bricolage", "Lebensstil-Basteln" oder dem "eigenen Wertekosmos" der Jugend.

4.3 Wertorientierungen/Religion

Insgesamt zeigt sich ein Trend hin zu "privaten Glaubensüberzeugungen vor institutionalisierter Religiosität" sowie ein "Rückgang von Glaubensvorstellungen".²⁰ "Okkulte und spirituelle Praxen ... konnten nur in minimalem Ausmaß registriert" werden. Zwischen evangelischen und katholischen Jugendlichen liegen kaum Unterschiede vor; aber insgesamt kann von einer Art "Ent-Kirchlichung", eventuell auch "Ent-Christianisierung", vor allem in Ostdeutschland, gesprochen werden, und Rezensenten der Studie konstatieren gar eine "atheistische Generation". Von Seiten der Kirchen darf man demnach auf keine großen ethisch-moralischen Einflussmöglichkeiten auf Jugendliche, außer im spirituell-religiösen Milieu, hoffen, wenn es z.B. um eine "Verantwortungsethik" oder dergleichen gehen soll. Private Glaubensüberzeugungen als Ergebnis von biografischen Religions-Basteleien überwiegen deutlich vor "dogmatischen Glaubenssätzen und kirchlichen Lehren".²¹ Die Autoren der Shell-Studie fassen daher zusammen: "Insgesamt haben wir eine Entwicklung hinter uns, die den (christlichen) Kirchen wenig Chancen belässt, unter den derzeitigen Bedingungen und in den bisherigen Formen Einfluss auf die junge Generation zu gewinnen."²² Die "Nachhaltigkeit" einer kirchlich-religiös-humanistischen Erziehung, wie sie z.B. im Konfirmandenunterricht, durch die Firmung oder durch Jugendweihestunden intendiert ist – darauf deuten auch meine eigenen Erkenntnisse hin – hat nur eine geringe "Halbwertszeit" oder geht gegen Null.²³ Nachhaltige religiöse Werteerziehung findet, wenn überhaupt, nur in kirchlich-religiös eingebundenen Familienmilieus statt – und diese werden immer weniger. Im "Milieu-Protestantismus bzw. -Katholizismus" wird Kirche tendenziell zum lebenslaufbegleitenden und primär auf Familienfeiern bezogenen Dienstleistungsanbieter – unter anderen.

¹⁹ Griese, H.: Personelle Orientierungen.

²⁰ Deutsche Shell (Hrsg.): S.20.

²¹ Ebd., S.21.

²² Ebd.

²³ Vgl. Griese, H. (Hrsg.): Übergangsrituale im Jugendalter. Jugendweihe, Konfirmation, Firmung und Alternativen. Positionen und Perspektiven am 'runden Tisch', Münster 2000.

4.4 Gesellschaft

Die Shell-Studie nennt unsere Gesellschaft – wohl mit Blick auf "Jugend"? – "Dienstleistungs- und Mediengesellschaft", nicht "freiheitliche Gesellschaft". In einem derzeit laufenden Projekt mit Studierenden zum Thema "In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?" haben wir über 100 (!) unterschiedliche Gesellschaftsbegriffe gesammelt. Es gibt keine Eindeutigkeit mehr in Bezug auf unsere Gesellschaft. Es scheinen, wie es in der Shell-Studie heißt,²⁴ "die Zeiten stabiler Leitbilder und homogener Wertstrukturen vorbei zu sein ... Die Globalisierung hat uns von daher keinen Werteverlust, sondern eine Wertevielfalt beschert". Es lassen sich schwerlich allgemeine Erziehungsziele, umfassende Wertorientierungen oder generelle Leitbilder (!) für das Leben, z.B. eine "Verantwortungsethik", plausibel machen oder vermitteln. Eine pluralistische, ausdifferenzierte, dynamische Gesellschaft im Wandel – oder wie immer wir dies auch nennen – lässt sich nicht über einheitliche, klare oder ab- und ausgrenzende Werte oder eine geschlossene Ethik oder Moral oder ein festes Glaubenssystem in ein Korsett zwängen – schon gar nicht ihre junge Generation. Auch Werte, Moral, Religionen und Ethik konkurrieren auf einem freien Markt – ob wir das wollen oder nicht. So kommt es, dass junge Menschen ihren "persönlichen Wertekosmos" – so der Terminus in der Shell-Studie²⁵ – haben bzw. selbst errichten. Es gibt heute eine "Inflation am Wertehimmel", keine verbindliche Ethik, Moral oder feste Orientierungsmuster.

Die Shell-Autoren haben in qualitativen Vorstudien acht "Wertedimensionen" gefunden, die für junge Menschen Bedeutung haben:²⁶

- Autonomie – Kreativität und Konfliktfähigkeit
- Menschlichkeit – Toleranz und Hilfsbereitschaft
- Selbstmanagement – Disziplin und Einordnungsvermögen
- Attraktivität – Gutes Aussehen und materieller Erfolg
- Modernität – Teilhabe an Politik und technischem Fortschritt
- Authentizität – Persönliche Denk- und Handlungsfreiheit
- Familienorientierung – Partner, Heim und Kinder
- Berufsorientierung – Gute Ausbildung und interessanter Job.

Uns interessieren die Fragen der Shell-Studie: "Wo kommen die Werte her? Werden Werte vermittelt? Und wenn ja, welche Rolle kommt dem Elternhaus dabei zu?"²⁷ bzw. "Wie entwickeln sich Einstellungen?"

Die Antwort der Autoren ist ernüchternd: "Der Streit darum, woher unsere Werte, Lebensüberzeugungen (Einstellungen, H.G.) und damit vielleicht auch einige unserer Handlungsorientierungen kommen, ist mindestens so alt wie der Diskurs, ob am missratenen Kind die missratene Gesellschaft, allein das missratene Kind oder allein die missratenen Eltern Schuld sind – oder keiner von allen oder mindestens zwei zugleich. Die damit verbundenen Fragen sind ungelöst ... Es kommt schon der Quadratur des Kreises gleich."²⁸

²⁴ Deutsche Shell (Hrsg.): S.94.

²⁵ Ebd., S.95.

²⁶ Ebd., S.99ff.

²⁷ Ebd., S.116ff.

²⁸ Ebd., S.116/7.

Was lässt sich dennoch – ansatzweise – sagen? Maßgeblich sind die psychische und die gesellschaftliche Lage der Person, d.h. Sozialisation und Situation – zum einen die durch biografische Erfahrungen und Lernprozesse sich prozesshaft aufbauende Persönlichkeit bzw. Identität, zum anderen die jeweilige Lebenslage, das familiäre Milieu. Oder wie in der Shell-Studie zu lesen ist: "Die Persönlichkeit desjenigen, der die Werte trägt (oder Einstellungen hat, H.G.), ist wiederum ein Substrat aus individuellen Eigenschaften (z.B. psychische Merkmale) und sozialisatorischer Prägung durch die Gesellschaft und ihre Sozialisationsinstanzen wie Elternhaus, Schule, aber auch das Fernsehen".²⁹ Im Sinne von Bourdieu wären dies das "ökonomische Kapital" (die materiellen Ressourcen im Elternhaus), das "soziale Kapital" (Beziehungen und Kontakte) und das "kulturelle Kapital" (Bildung, Anregungspotenzial), welche die Sozialisation und deren Inhalte beeinflussen. Mit einem längeren und wiederum ernüchternden und wahrscheinlich provozierenden Zitat der Shell-Autoren will ich diesen Themenbereich beenden und an meine obigen Begriffsdiskussionen (Kap. 3) erinnern:

Fest steht auch, dass es Unfug ist, von 'Werte Vermittlung' oder 'Sinnstiftung' zu reden und in politischen Diskussionen unverändert den 'Mut zur Erziehung' zu beschwören, wenn Erziehung in bestimmten Dimensionen gar nicht verfängt, jedenfalls nicht Erziehung durch gesellschaftlich gewünschte Sozialisationsinstanzen ... Jugendliche wollen angeregt und nicht unterwiesen sein, von daher erklärt sich auch die Popularität so mancher Medien. Zudem geschieht Erziehung im Alltag, und pädagogische Programme nützen nichts, wenn ihre Inhalte von abstrakter, aber nicht alltagspraktischer Bedeutung sind, etwa weil gesellschaftliche Rahmenbedingungen nicht so beschaffen sind, dass die, 'vermittelten' Werte ungestraft gelebt werden können ... Was immer auch verbal transportiert wird, es steht im Alltag zur Disposition".

So kommt, dass es unter Jugendlichen auch eine "Parallelität von Werthaltungen" (und Einstellungen, H.G.) gibt, "die gleichzeitig gedacht werden können". Es herrscht nicht mehr ein "Entweder-Oder", sondern ein "Sowohl-als-auch" vor, eine, wie es die Shell-Autoren nennen "Gesellschaft der Zwischentöne", ein diffuses Nebeneinander von Werten, Einstellungen und Orientierungsmustern. Das scheint die Realität Anfang des 21. Jahrhunderts zu sein – ob wir das wollen oder nicht – in unserer "freiheitlichen" oder sonst wie strukturierten Gesellschaft und vor allem unter den Heranwachsenden innerhalb dieser Gesellschaft.

5. Fazit

Die "Post-Moderne" hat uns und primär die Jugend endgültig erreicht und unter ihre Fittiche genommen. "Patchwork" ist angesagt, nicht Einheitsmuster; "Basteln", nicht Fertigwaren übernehmen, heißt das Motto; Ausprobieren und Experimentieren, nicht Übernehmen und Sich-vorschreiben-lassen sind Handlungsmotive; Suchen ergibt Sinn, nicht sich etwas überstülpen zu lassen. "Zu dieser Patchwork-Identität gehört es auch, sich bedarfsgerecht die Mischungsverhältnisse für die eigenen Werte (und Einstellungen, H. G.) zu suchen und den persönlichen Wertekosmos mit der eigenen Lebenssituation und dem aktuellen Bedingungsgefüge in der Gesellschaft stets aufs Neue abzugleichen."³⁰

Was bleibt da noch zu postulieren, zu konstatieren und zu tun – für engagierte, wertbewusste und ethikorientierte Pädagoginnen und Pädagogen, Politikerinnen und Politiker, Juristinnen und Juristen, Lehrerinnen und Lehrer oder Eltern?

²⁹ Ebd., S.117.

³⁰ Ebd., S.156.

Thesen zum Tagungskonzept (Kurzfassung)

Von welcher "Freiheit" (Biermann: "Freiheit, die ich meine") bzw. "freiheitlichen Gesellschaft" ist die Rede – unsere Gesellschaft ist mehr und auch etwas anderes als "freiheitlich" (es existieren z.B. über 100 aktuelle Gesellschaftsbegriffe) – Klärung des "Freiheitsbegriffs" unterbleibt – (Gesellschafts-)Ideologie-Verdacht?

Ein größeres und zukünftig strukturell und demographisch relevanteres Problem als der "langsam größer werdende Teil der Bevölkerung", der "Partnerschaft und Elternschaft getrennt lebt", ist die zunehmende bewusste Verweigerung von Elternschaft innerhalb der Partnerschaften, d.h. kinderlose Paare.

Kinder, die in (beziehungsmäßig-interaktiv) "kaputten" Partnerschaften / Ehen / Familien aufwachsen, leiden oftmals unter den Störungen und Konflikten mehr als Scheidungs-Kinder oder Kinder allein erziehender. Schon der "Volksmund" sagt: "Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende." (vgl. SN vom 24.11.00: Familie und Weihnachten).

Die nach außen "intakte heile" Normal-Familie ist nicht selten Ort von Konflikten, Gewalt, Unterdrückung, Hass – worunter vor allem Frauen und Kinder zu leiden haben – Familien-Ideologie-Verdacht?

Es besteht eine große Diskrepanz zwischen "Ideal-Bild" (Ideologie) der Familie und der Familien-Wirklichkeit – warum? Ein realistisches "Bild" von der Familie und ihren unvermeidbaren Spannungen könnte daher Enttäuschungen – bei Kindern und Eltern – und damit Leid(en) mindern.

Eine angemessene und realistische Antizipation der gelebten und erlebten Spannungen und Konflikte in der Normal-Familie könnte Frustrationen, vielleicht sogar die Spannungen und Konflikte selbst, reduzieren.

"Generationenverantwortung" als zukünftig relevante Daseinskompetenz ist ein sinnvoller und wichtiger Begriff – er wäre aber inhaltlich-konzeptionell und konkret zu erweitern, z.B. in ökologischer, gentechnischer, globaler usw. Perspektive (vgl. Jonas: "Das Prinzip Verantwortung").

Die "Schattenseiten" der viel gerühmten "Freiheit" bzw. "freiheitlichen Gesellschaft" bzw. die Ambivalenz der "Individualisierung" sollten auch mitreflektiert werden (vgl. Heitmeyer: Freiheit und Gewalt – Freiheit tendiert zu Ungleichheit, Spannungen, Entsolidarisierung, Des-Integration, Gewalt).

Eine "pluralistische" und sich individualisierende Gesellschaft kann keine einheitlichen konsensfähigen Wertmuster, ethische Prinzipien oder sinnstiftende Glaubenssätze aus sich hervorbringen (vgl. "Wertekosmos" oder "Religionsbasteln" oder "Patchwork-Identität").

Immer noch wachsen 82 % aller Kinder unter 18 Jahren in der Norm- (= Normal-) Familie auf. Neben dem biologischen Vater (oder Mutter) kann es auch einen "sozialen" Vater (oder Mutter) geben, der (die) den Ausfall des biologischen Elternteils kompensieren kann.

Bereits 1970 (1976) habe ich einen "fächerübergreifenden Unterricht in Erziehungslehre" an allen Schulen gefordert, um "die Schüler mit ihrer zukünftigen Erzieherrolle zu konfrontieren", d.h. auf Elternschaft realistisch und kompetent vorzubereiten. "Die Erziehungslehre als Erhellung und Reflexion erzieherischer Wirklichkeit bedarf der Leitung eines psychologisch und soziologisch ausgebildeten Fachvertreters, eben des Diplompädagogen" (1976, S. 192).

"Im Grunde genommen gibt es nur eine richtige Erziehung, das Aufwachsen in einer Welt, in der zu leben sich lohnt" (Goodman 1955) und "Wenn der Mensch von den Umständen gebildet wird, dann muss man die Umstände menschlicher bilden" und auch "die Erzieher müssen erzogen werden" (Marx).

Carsten Rummel

"Verantwortete Elternschaft" – Diskussion einer Initiative

Abschließend sollen die Diskussionsergebnisse dreier einschlägiger Arbeitsgruppen für die Initiative "verantwortete Elternschaft" vorgestellt werden.

Der Arbeitsauftrag lautete für alle drei Gruppen:

Perspektiven oder Ideen zu sammeln, wie die Initiative für eine neue Verantwortungsethik fortgeführt werden kann. Darüber hinaus sollte jede Gruppe erarbeiten, wie man an dem jeweiligen Arbeitsplatz, an dem man tätig ist, die Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung, aber auch die der elterlichen Paarbeziehung in das öffentliche Bewusstsein rücken kann.

Das Thema erhielt dabei drei Unterabteilungen:

Gruppe 1

Welche Hindernisse stellen sich der Implementierung eines entsprechenden Verantwortungsbegriffes entgegen, wie können wir sie überwinden?

Gruppe 2

Wie kann man Ehe und Partnerschaft unter den gegebenen Bedingungen stabilisieren?

Gruppe 3

Elternschaft als vom Familienstatus unabhängige elterliche Verantwortungsgemeinschaft – Illusion oder realisierbare Forderung.

Gruppe 1

Von vornherein wurde deutlich, dass in der Lehrerschaft ein großes Interesse an diesem Thema besteht, da die meisten Lehrer tag-täglich mit den Folgen des oben angesprochenen Leides der Kinder befasst sind.

Es wurde aber betont, dass es nicht darauf ankommen könne, die Lehrer zu einem weiteren heimlichen Lehrplan zu verpflichten, bei dem sie sich die hier vertretenen Ideen aneignen. Vielmehr sollten sie in der Lehrerfortbildung und in Veröffentlichungen, z.B. Lehrerverbandszeitschriften, in denen die entsprechenden Auseinandersetzungen über dieses Thema geführt werden, kompetent gemacht werden. Es käme also nicht darauf an, die hier referierten Inhalte oder Ergebnisse der Arbeitsgruppen in die Lehrerausbildung aufzunehmen, sondern vielmehr bei der Lehrerfortbildung anzusetzen. Hilfreich könnte in diesem Zusammenhang sein, ganz gezielt Schulungen in Gesprächsführung in Anspruch zu nehmen.

Es gelte auch, externe Fachleute heranzuziehen. Das aber setze die Kooperation mit ihnen voraus. Von der Tagung könnte ein Impuls ausgehen, die Lehrerfortbildung – z.B. in Bayern (Dillingen) – um diesen Komplex zu bereichern. Die Mittel dazu muss natürlich der Steuerzahler aufbringen, da alle davon betroffen sind.

Auch die Wirtschaft müsste ihren Teil dazu beitragen. Für sie sei dieses Thema unter dem Gesichtspunkt der Nachwuchsgewinnung und der Erhaltung von Arbeitskraft interessant.

Die weitere Arbeit von Arbeitsgruppe 1 wurde in 4 Schritte gegliedert:

1. Wie füllen wir den Verantwortungsbegriff inhaltlich?
2. Was verstehen wir unter Implementierung?
3. Welche Hindernisse sehen wir?
4. Wie sind sie zu überwinden?

Der Gruppe war die Bezeichnung "Verantwortungsbegriff" zu vage, sie hat ihn ersetzt durch den Begriff "Verantwortungsethik". Man will damit zum Ausdruck bringen, dass sich nicht nur die Menschen allgemein, sondern insbesondere die junge Generation verantwortlich in Bezug auf die nächste Generation verhält. Es geht nicht nur um die jeweils eigenen Kinder, sondern um alle Kinder, insgesamt um eine ökologisch verantwortete Zukunft, denn zukünftiges Leben heißt nicht irgend ein Leben, sondern schließt die Verantwortung für ein Leben in einer bestimmten Natur und Umwelt ein.

Unter Implementierung wurde die Beeinflussung des öffentlichen Bewusstseins verstanden.

Man war sich einig, dass man die öffentliche Meinung nur über die Medien erreichen könne, denn ohne sie gäbe es praktisch keinen Zugang zu ihr. Dem Fernsehen wurde in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zugemessen. Daneben könne man Aktionen starten, um die Öffentlichkeit zu erreichen.

Das allerdings setze voraus, dass man Geld beschaffe und Personen des öffentlichen Lebens gewinne. Aktionen kosten Geld. Botschaften sind auch heute noch stark an Personen gebunden. Also müsse man Sponsoren gewinnen, nicht zuletzt aus der Wirtschaft. Die Wirtschaft als Partner dieser Initiative müsse man im Besonderen ins Auge fassen, da es viele Gesichtspunkte gäbe, die für die Wirtschaft interessant sind. Auf einen Nenner gebracht: "Ein glücklicher Arbeiter leistet mehr als ein unglücklicher". Man könne davon ausgehen, dass Scheidungen und andere Formen des Auseinanderbrechens von Familien enorme betriebs- und volkswirtschaftliche Kosten verursachen. Die Personen, die man gewinnen will, sollten, insgesamt genommen, aus allen Kreisen kommen, aus dem Showgeschäft, dem Sport, der Politik, auch an bekannte Namen aus der Wissenschaft sei zu denken.

Dabei wurde die Frage aufgeworfen, ob man mit einem Aktionstag beginnen solle oder es vielmehr anstreben solle, dass die Medien, wie am Vortage diskutiert, das Thema immer wieder aufgreifen, mal direkt, häufiger jedoch beiläufig.

Abschließend wurde die Forderung aufgestellt, dass das Thema Ethik zu einem integralen Bestandteil unseres Bildungssystem werden muss. Es wurde auf ein Experiment an der Universität Jena hingewiesen, wonach für jeden Studiengang ein Pflichtteil Ethik vorgesehen wurde. Dieses Beispiel sollte auf alle Bildungsgänge angewendet werden.

Gruppe 2

Außer dem Printsektor waren in dieser Gruppe alle Bereiche der Medien vertreten. Man war überzeugt, dass die auf der Tagung angesprochenen Themen teilweise in den Medien bereits behandelt werden, zugleich aber auch, dass das Interesse weiterer Vertreter der Medien geweckt werden könne.

Wenn man die Medien für dieses Thema gewinnen wolle, dürfe das Thema nur ausnahmsweise in den Mittelpunkt gerückt werden. Besser sei, es in einer Sendung gewissermaßen nur nebenbei anzusprechen.

Das Thema müsse anhand von konkreten Geschichten, Personen und Einzelschicksalen aufgegriffen werden, um das Akademische dabei auf konkrete Situationen, die die Hörer etwas angingen, herunter zu brechen. Es müsse sozusagen "beiläufig" in die Handlungen, die die Hörer von sich aus fesseln, eingeflochten werden. Auch die öffentlich-rechtlichen Sender stehen in einem harten Konkurrenzkampf mit den privaten Anbietern. Würden sie das Thema 1:1 aufgreifen, müsste sie mit Abschaltungen rechnen. Anlass könne z.B. eine Sendung zum Vortag sein oder zum Wonnemonat Mai, der das Hochzeitsfieber ausbrechen lässt.

Vom NDR-Hamburg, Jugendfernsehen, wurde aus der Sendung "Pfefferkörner" ein Ausschnitt vorgeführt, um zu zeigen, wie das Thema Trennung und Scheidung der Eltern aus Sicht der davon betroffenen Jugendlichen beiläufig, aber trotzdem anschaulich in den Ablauf der Handlung eingebaut werden kann. Die Betroffenheit der Jugendlichen, aber auch ihre Art, damit vollkommen unspektakulär umzugehen, konnte dargestellt werden, ohne dass die Haupthandlung dadurch etwas an Spannung verlor. Daran zeigte sich, dass das Thema überhaupt nicht plakativ aufgemacht werden muss und zudem in andere Geschichten eingebaut werden kann.

Es komme darauf an, die Jugendlichen möglichst mit den eigenen Problemen zu Wort kommen zu lassen, auch mit den Problemen in der eigenen Familie. Im fiktionalen Bereich müsse man sehr genau recherchieren, damit das, was man beim Verfassen und Umsetzen der Geschichten erzählt, so dargestellt wird, dass die jugendlichen Zuhörer – Zuschauer dies in ihrer realistischen Sichtweise auch als realistisch ansehen. Das sei auch deswegen nötig, weil sich der Hörer bzw. Zuschauer, wenn er mit derartigen Themen konfrontiert werde, frage, welche Relevanz dieses Thema für ihn habe.

Ferner wurden die Begriffe "Ehe" und "Partnerschaften" im Rahmen der Initiative folgendermaßen konkretisiert:

Die Initiative bezieht sich ganz allgemein auf Ehen und Partnerschaften, in denen es Kinder gibt oder geben wird. Deutlich wurde unter anderem, dass es nicht sinnlos ist, auch auf Ehe abzustellen, denn die meisten jungen Menschen streben ein dauerhaftes Zusammenleben in einer Ehe an.

Unter Stabilisierung ist verstanden worden, wie man Familien und Partnerschaften so fördern kann, dass es erst gar nicht zur Trennungsproblematik kommt.

Dabei ist auf Prävention abzustellen. Dafür scheint es unbedingt notwendig, junge Menschen auf die Ehe vorzubereiten. Dies kann vor allem darin bestehen, so etwas wie Beziehungslehre, zugleich aber auch Kommunikationstraining anzubieten.

Weiterhin gehört dazu, deutlich zu machen, was es konkret im Alltag heißt, Kinder zu bekommen und aufzuziehen. Da sind zunächst die Ängste vor der Geburt, die Veränderung der innerfamiliären Beziehungen durch die Geburt. Das Paar, das bisher allein gelebt hat, sieht sich damit konfrontiert, dass sich die gegenseitigen Beziehungen ändern, da jeder Partner nunmehr zusätzlich eine Beziehung zu dem gemeinsamen Kind hat.

Wichtig ist es aber auch, auf die wirtschaftlichen Aspekte vorzubereiten. Zeitweise wird nur ein Verdiener in der Familie sein, obwohl sich durch die Ankunft eines Kindes der Bedarf und damit die Aufwendungen wesentlich erhöhen. Man tut niemand einen Gefallen, wenn man nicht deutlich darauf hin weist, dass knappe finanzielle Mittel zu großem Stress und damit zu einer Belastung der innerfamiliären Beziehungen führen.

Weiter sah man es als wichtig an, dass ein ausreichendes Beratungsangebot vorhanden ist, für den Fall, dass die elterliche Partnerschaft in eine Krise gerät. Das Angebot sollte für die Krisen während der Ehe bzw. Partnerschaft, aber auch für den Fall der realen Trennung ausreichend vorhanden sein.

Es wurde berichtet, dass heute nicht nur die Mittelschicht Beratung annimmt, sondern auch die untere Mittelschicht. Die Unterschicht sei aber nach wie vor unerreichbar, bzw. nehme dieses Angebot nicht wahr. Hier könnte aber der Einsatz des von Prof. Hahlweg vorgestellten Triple-Programms weiterhelfen. Dazu bedürfe es aber der Zusammenarbeit mit den Medien, denn das Triple-Programm setze auf sie.

Hierzu sollte man jedoch auch neue Wege gehen. So könnte man z.B. auf die Möglichkeit von Beratung in Familienkrisen aber auch die Lernmöglichkeiten durch Triple-P mit Aufstellern aufmerksam machen. Diese sollten in Supermärkten oder auch auf Tankstellen platziert werden.

Wenn man sich um Finanzierung dieser Aktionen bemüht, gilt es deutlich zu machen, dass das Zerbrechen von Ehen und Partnerschaften nicht nur für die Familien selbst mit erheblichen wirtschaftlichen Nachteilen verbunden ist, sondern auch für die Arbeitgeber. Das Scheitern von Beziehungen verursacht Krankheit. Die Arbeitskraft fällt dadurch aus, die Arbeitgeber werden finanziell belastet.

In diesem Zusammenhang wurde gefordert, Erhebungen anzustellen, die einmal konkret ermitteln, was Partnerschaftskrisen, die letztlich zu Trennungen der Eltern führen, volkswirtschaftlich für Folgekosten nach sich ziehen. In Bezug auf den Drogenkonsum liegen derartige Studien vor.

Insgesamt seien aber auch die Rahmenbedingungen, unter denen junge Menschen Kinder aufziehen, zu verbessern, von der Wohnungssuche bis hin zum Kindergarten und dessen Öffnungszeiten.

Darüber hinaus gelte es, die Eigeninitiative zu stärken. Es sollte unbürokratisch organisiert werden, dass Eltern sich gegenseitig stärker unterstützen können, was ja vielfach schon geschieht.

Im Hinblick auf die Dramen bei Trennung und Scheidung sollte von Gesetzgeber geprüft werden, ob man nicht auch in Deutschland den in der Schweiz inzwischen etablierten Eheschutzrichter einführen könne. Seine Aufgabe ist es, wenn eine Elternbeziehung auseinander bricht, seine Kompetenzen dafür einzusetzen, dass die Kinder dadurch so wenig wie möglich Schaden nehmen und die Beziehungen zu beiden Eltern aufrecht erhalten werden. Er kann z.B. sichernde Maßnahmen treffen, wenn ein Elternteil heimlich mit den Kindern verschwindet.

Gruppe 3

Bedauernd wurde bemerkt, dass vor allem intelligente junge Menschen sich entschließen, keine Kinder in die Welt zu setzen und aufzuziehen. Zum Teil machte man die Medien dafür verantwortlich. Sie gäben keinerlei positive Familienbilder vor, die den jungen Menschen zeigen, dass das Aufziehen von Kindern auch Freude und Sinnerfüllung darstellen könne. Für die Abstinenz vieler Menschen, sich für bewusste Elternschaft zu entschließen, wurde auch die in der Gesellschaft verbreitete Konsumorientierung verantwortlich gemacht.

Aber auch der Staat als Gesetzgeber wurde zum Gegenstand der Kritik. Es wurde als Ausdruck der Benachteiligung von Familien erachtet, dass Richter, die zum Familienrichter ernannt würden, keine spezielle Ausbildung neben der allgemeinen juristischen Ausbildung erhalten. Besonders zwei Bereiche fehlten in der Ausbildung:

Zum einen fehle es den jungen Richtern an einem Basiswissen in Psychologie, bzw. in der Kinder- und Familienkunde. Im normalen Jurastudium würde das Familienrecht vernachlässigt. Wenn Richter dann ins Familiengericht versetzt werden, bekämen sie zwar Angebote zur Fortbildung. Es sei aber dem einzelnen Richter unter Berufung auf die richterliche Unabhängigkeit vollkommen freigestellt, ob er die Chance zur Fortbildung wahrnehme. Das sei aber schon deswegen wichtig, weil die Aufgaben des Familienrichters im Sorge- und Umgangsrecht einer anderen Logik unterworfen seien als die des Zivilrichters im sonstigen Bürgerlichen Recht.

Im Zivilrecht sei es die Aufgabe des Richters, aus dem Vorbringen der Parteien eine neutrale Entscheidung zu schmieden. Das Verfahren im Sorge- und Umgangsrecht richte sich nach der so genannten Freiwilligen Gerichtsbarkeit. Deren Aufgabe sei es jedoch nicht, dem Richter das Instrumentarium für eine neutrale Entscheidung an die Hand zu geben, sondern einem sozialen Inhalt zu dienen. Dieser Inhalt sei das Wohl des Kindes. Deswegen sei er bei seiner Arbeit nicht allein auf den Parteivortrag beschränkt, sondern könne selbst Ermittlungen anstellen. Das sei aber eine ganz andere Logik als die des Zivilrechtes, auf die hin der Jurist üblicher Weise sozialisiert werde.

Auf einem anderen Gebiet trage der Staat dazu bei, eine Bewusstseinsbildung für die Notwendigkeit, beide Eltern in der Verantwortung für die Kinder zu behalten, zu verhindern. Auch nach der Kindschaftsrechtsreform komme es immer wieder vor, dass nach der Scheidung der Eltern einem Elternteil der Zugang zur Schule, die von den gemeinsamen Kindern besucht wird, verwehrt werde, weil der Elternteil, von dem man in der Schule annimmt, er habe das Sorgerecht allein, dies so wolle. Mit demselben Argument wird die Mitteilung der Zeugnisse an diesen Elternteil verweigert.

Derartiges Vorgehen seitens der Schule ist natürlich nicht geeignet, das Bewusstsein für die gemeinsame Verantwortung der Eltern zu fördern. Wenn so etwas immer noch geschehe, liege es unter anderem daran, dass die Schulgesetze der Länder mit dem neuen Kindschaftsrecht nicht vereinbar seien. Auch die Gesetzgebung der Länder zu den Schulen müsse daraufhin durchforstet werden, ob sie der gemeinsamen elterlichen Verantwortung diene oder die einseitige Zuordnung des Kindes fördere.

Dann erhob sich eine völlig andere Frage: sollte man nicht um der Kinder willen die traditionellen Familienbilder hochhalten? Dagegen wurde argumentiert:

Da es um den Schutz der Lebensbedingungen der Kinder gehe, müsse man überall dort, wo Kinder in Bezügen zu Erwachsenen leben, gleichgültig in welcher Familienform, diese Form schützen, unabhängig davon, ob man selbst die traditionelle Form der Familie – Ehe – favorisiere.

Unsere Gesellschaft lasse offiziell inzwischen sehr viele Familienformen zu und schütze sie auch rechtlich. Das gelte nicht nur für das BGB, sondern insbesondere für das Sozialgesetzbuch. Das Wohl des Kindes werde immer in dem Beziehungsgefüge der Erwachsenen, die um das Kind herum leben, realisiert. Damit seien die Interessen des Kindes nie ganz unabhängig von der Befindlichkeit der Erwachsenen zu sehen.

Im Übrigen ist der Begriff "Wohl des Kindes" ein unbestimmter (Rechts-)Begriff, der immer das Produkt der Interpretation von Erwachsenen ist. Das heißt aber, wenn im Verfahren sehr viele professionelle Experten beteiligt werden, um für ein Kind die richtige Lösung zu finden, so gehen in die unterschiedlichen Interpretationen natürlich auch die unterschiedlichen Interessen der jeweiligen Professionen ein. Wenn man sich jedoch das daraus resultierende Maß an Fremdbestimmung überlegt, dann erscheint es doch wichtig, Familien zu befähigen, ihre Probleme möglichst selbst zu lösen. Dazu gehört aber auch, junge Menschen darauf vorzubereiten, was Elternschaft unter den heutigen Bedingungen von Freiheit heißt.

Dem wurde entgegengehalten, dass die Kinderzahl sowieso schon ständig zurückgehe. Wenn man die jungen Menschen total darüber aufklären würde, was sie zu leisten und zu leiden hätten, um ein Kind großzuziehen, dann würde die Geburtenrate auf Null zurückgehen. Damit sei aber eigentlich schon gesagt, welche grundsätzlichen Probleme die Gesellschaft mit Kindern hat – oder Kinder mit dieser Gesellschaft.

Wenn sich daher junge Menschen, weil sie über diese Zusammenhänge aufgeklärt sind, entschließen, keine Kinder in die Welt zu setzen, dann ist das auch ein Ausdruck von verantworteter Elternschaft.

Wenn sich die oben ausgeführten Rahmenbedingungen von Familie überhaupt ändern sollen, so erreicht man das nur, wenn man der Gesellschaft bewusst macht, dass sie um ihres Fortbestandes willen auf Kinder angewiesen ist. Darum ist es aber ihre Pflicht, Eltern, die durch das Heranziehen von Kindern diese Zukunft sichern, angemessen zu unterstützen.

Durch eine Initiative wie die hier geplante können diese Bedingungen nicht geändert werden, jedoch das Bewusstsein derjenigen, die zu Eltern werden und als Eltern in Paarkonflikte geraten. Zur Daseinskompetenz eines jeden Menschen muss daher gehören, auch in der Krise einer Liebesbeziehung durch Konfliktbewältigung und Streitkultur in der Lage zu sein, die Interessen des davon betroffenen Kindes wahrzunehmen. Der Schule kommt dabei eine Schlüsselrolle zu, da es keine Instanz gibt, die von allen Kindern durchlaufen wird, außer der Schule.

Schafft die Gesellschaft das nicht, dann wird es dabei bleiben, dass man diese Probleme der Justiz hinschiebt und von ihr Antworten bzw. Problemlösungen erwartet, auf die es eigentlich keine eindeutigen bzw. "richtigen" Antworten gibt. Von den Problemlösungen durch die Gerichte wird aber geradezu "Eindeutigkeit" und "Richtigkeit" erwartet. Das hat zwangsläufig den Nachteil, dass sich ein Elternteil zurückgesetzt und damit verletzt fühlt. Oben war festgestellt worden, dass das Wohl des Kindes nicht ohne die Befindlichkeit seiner Bezugspersonen gesehen werden kann. Unter den Lösungen, die sich der Familie von Dritten aufdrängen, hier

von der Justiz, leiden daher nicht nur die Eltern, die sich zurückgesetzt fühlen, sondern auch die Kinder.

Ein großes Problem wurde darin gesehen, dass die angesprochene Initiative einen Teil der Bevölkerung nicht erreichte, da sie auf Bildung setzte. Mit Bildungs- und Beratungsangeboten, die ja alle dem Prinzip der Freiwilligkeit verpflichtet sind, erreicht man die Mittel- und die untere Mittelschicht, nicht jedoch die Unterschicht.

Das könne zur Folge haben, dass eine Polarisierung eintritt. Beratungs- und Bildungsangebote werden vornehmlich von denjenigen Mitbürgern in Anspruch genommen werden, die sie weniger brauchen, als diejenigen, die diese Angebote nicht in Anspruch nehmen. Obwohl bei der Familienberatung die Tendenz zu verzeichnen sei, dass nicht nur die Mittelschicht, sondern auch die untere Mittelschicht Angebote wahrnehme, könne man immer noch davon ausgehen, dass die Unterschicht davon keinen Gebrauch mache.

Das Prinzip der verantworteten Elternschaft wird häufig verwechselt mit dem Ruf nach der heilen Familie und der heilen Welt, der Vater-Mutter-Kind-Kernfamilie. Das führte dazu, dass dem Prinzip entgegengesetzt wurde, dass es doch neben der Kernfamilie auch andere Formen des Aufwachsens in Pflege- und Adoptivfamilien gäbe.

Es ist natürlich gut, dass es andere Familienformen als die der Kernfamilie gibt. Diese seien aber von strukturell anderen Dynamiken beherrscht als die Herkunftsfamilie. Auch soll mit dieser Initiative nicht behauptet werden, dass Kinder aus Einelternfamilien am Ende ihrer Erziehung durch die Mutter oder den Vater unbedingt negative Entwicklungsverläufe haben. Wenn man jedoch klar die jeweils bestehenden strukturellen Unterschiede dieser Familienformen darstelle, liege darin keinerlei Abwertung.

Bei dem Prinzip der verantworteten Elternschaft geht es nicht darum, eine Kernfamilie um jeden Preis zu erhalten, sondern um das Prinzip, dass Elternschaft in freier Entscheidung und voller Verantwortung eingegangen wird und Eltern nicht durch die Veränderung ihrer Partnerbeziehung aus der Verantwortung entlassen werden dürfen. Vielmehr geht es darum, dass diese Verantwortung auch unter den durch die Trennung veränderten Bedingungen weitergelebt und durchgehalten werden muss; was aber auf Grund unserer Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft den Erwachsenen sehr schwer fällt. Bezieht man das auf Eltern, deren Kinder in eine Pflegefamilie kommen, heißt das für sie, dass sie trotzdem versuchen sollten, die Beziehung zum eigenen Kind aufrecht zu erhalten.

Ein Kind braucht verlässliche Bezugspersonen. Diesem Satz kann nur voll zugestimmt werden. Wenn diese verlässliche Bezugsperson aber eben keiner der beiden Eltern sein kann, so ist es durchaus richtig, auch anderen Erwachsenen diese Aufgabe anzuvertrauen, z.B. Pflegeeltern. Von diesen muss jedoch verlangt werden, mit der Realität zu leben, dass das Kind jeweils noch andere wichtige Bezugspersonen außerhalb der Pflegefamilie hat. Meistens sind das die leiblichen Eltern dieser Kinder. Dieser Pflegeperson ist der Respekt vor den Beziehungen, bzw. Bindungen, die das Kind mit in die Pflegefamilie bringt, abzuverlangen. Wie es Eltern, die sich getrennt bzw. geschieden haben, abverlangt werden muss, die Beziehungen des Kindes zum anderen Elternteil zu fördern.

Das heißt also, dass es einerseits die verschiedensten Familienmodelle gibt, die jeweils Anerkennung und Respekt verdienen. Das heißt aber auch, dass diese verschiedenen Familien nicht zueinander in Konkurrenz um ein und dasselbe Kind treten dürfen. Auf der ganz konkreten Ebene heißt das, dass Pflegeeltern, die ein Kind aufnehmen, es diesem Pflegekind, aber

auch dessen leiblichen Eltern ermöglichen müssen, die gegenseitigen Beziehungen angstfrei unter den neuen Bedingung weiter leben zu dürfen.

Wenn man diesen Respekt vor den in dem Kind entstandenen Beziehungen fordert, dann stellt das überhaupt keine Bewertung dieser neuen Familienform dar, in der das Kind nunmehr lebt.

Vor allem muss man sich bewusst sein, dass die Existenz der Adoptivfamilie bzw. Pflegefamilie oder aber die Möglichkeit der Jugendhilfe, Kindern in Einrichtungen Hilfe zu gewähren, niemals zur Folge haben darf, dass ein Mensch, der menschliches Leben verursacht hat und damit Mutter oder Vater geworden ist, sich unter Berufung auf diese Familien- bzw. Hilfeformen darauf beruft, sein Kind finde ja dort alles, was es brauche, deshalb unterliege es nunmehr nicht mehr seiner Verantwortung, sich um das eigene Kind zu kümmern. Gleichwohl kann es richtig sein, das Kind in eine Pflege- oder Adoptivfamilie zu geben.

Autorenverzeichnis

Burkart, Günter, Prof. Dr.

Universität Lüneburg

Griese, Hartmut M., Dr.

Universität Hannover

Hahlweg, Kurt, Prof. Dr.

Universität Braunschweig

Miller, Yvonne

Christoph-Dornier-Stiftung für Klinische Psychologie, Institut Braunschweig

Kodjoe, Ursula, Dipl.-Psych.

Sozialpädagogin und Familientherapeutin, Gundelfingen

Rill, Bernd

Referent für Recht, Staat, Europäische Integration der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidel-Stiftung e.V.

Rummel, Carsten

Rechtsanwalt, Deutsches Jugendinstitut, München

Verantwortlich:

Dr. Reinhard C. Meier-Walser
Leiter der Akademie für Politik und Zeitgeschehen
der Hanns-Seidel-Stiftung

Herausgeber:

Bernd Rill
Referent für Recht, Staat, Europäische Integration
in der Akademie für Politik und Zeitgeschehen

Carsten Rummel
Rechtsanwalt, Deutsches Jugendinstitut, München

"Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen"

bisher erschienen:

- Nr. 1 Berufsvorbereitende Programme für Studierende an deutschen Universitäten (vergriffen)
- Nr. 2 Zukunft sichern: Teilhabegesellschaft durch Vermögensbildung
- Nr. 3 Start in die Zukunft – Das Future-Board (vergriffen)
- Nr. 4 Die Bundeswehr – Grundlagen, Rollen, Aufgaben (vergriffen)
- Nr. 5 "Stille Allianz"? Die deutsch-britischen Beziehungen im neuen Europa (vergriffen)
- Nr. 6 Neue Herausforderungen für die Sicherheit Europas (vergriffen)
- Nr. 7 Aspekte der Erweiterung und Vertiefung der Europäischen Union (vergriffen)
- Nr. 8 Möglichkeiten und Wege der Zusammenarbeit der Museen in Mittel- und Osteuropa
- Nr. 9 Sicherheit in Zentral- und Südasien – Determinanten eines Krisenherdes
- Nr. 10 Die gestaltende Rolle der Frau im 21. Jahrhundert (vergriffen)
- Nr. 11 Griechenland: Politik und Perspektiven
- Nr. 12 Russland und der Westen (vergriffen)
- Nr. 13 Die neue Familie: Familienleitbilder – Familienrealitäten (vergriffen)
- Nr. 14 Kommunistische und postkommunistische Parteien in Osteuropa
Ausgewählte Fallstudien
- Nr. 15 Doppelqualifikation: Berufsausbildung und Studienberechtigung
Leistungsfähige in der beruflichen Erstausbildung
- Nr. 16 Qualitätssteigerung im Bildungswesen: Innere Schulreform – Auftrag für
Schulleitungen und Kollegien (vergriffen)
- Nr. 17 Die Beziehungen der Volksrepublik China zu Westeuropa – Bilanz und
Ausblick am Beginn des 21. Jahrhunderts
- Nr. 18 Auf der ewigen Suche nach dem Frieden – Neue und alte Bedingungen
für die Friedenssicherung (vergriffen)

- Nr. 19 Die islamischen Staaten und ihr Verhältnis zur westlichen Welt – Ausgewählte Aspekte (vergriffen)
- Nr. 20 Die PDS: Zustand und Entwicklungsperspektiven
- Nr. 21 Deutschland und Frankreich: Gemeinsame Zukunftsfragen
- Nr. 22 Bessere Justiz durch dreigliedrigen Justizaufbau?
- Nr. 23 Konservative Parteien in der Opposition – Ausgewählte Fallbeispiele
- Nr. 24 Gesellschaftliche Herausforderungen aus westlicher und östlicher Perspektive – Ein deutsch-koreanischer Dialog
- Nr. 25 Chinas Rolle in der Weltpolitik
- Nr. 26 Lernmodelle der Zukunft am Beispiel der Medizin
- Nr. 27 Grundrechte – Grundpflichten: eine untrennbare Verbindung
- Nr. 28 Gegen Völkermord und Vertreibung – Die Überwindung des zwanzigsten Jahrhunderts
- Nr. 29 Spanien und Europa
- Nr. 30 Elternverantwortung und Generationenethik in einer freiheitlichen Gesellschaft

in Vorbereitung:

Die Clinton-Präsidentschaft im Rückblick

Perspektiven zur Regelung des Internetversandhandels von Arzneimitteln